

st.
9
Aust.

Austr.

722

Aust.

Brachvogel

722

<36606921270016



<36606921270016

Bayer. Staatsbibliothek

I/10
An Etsch und Eisack.



WOLFGANG BRACHVOGEL
TONY GRUBHOFFER.

An Etsch und Eisack.

Bilder aus Südtirol

von

Wolfgang Brachvogel.

Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen

von

Tony Grubhofer.



München, 1888.

Druck und Verlag von Knorr & Hirth.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meiner Frau.

MÜNCHEN im Mai 1888.

Wolfgang Brachvogel.



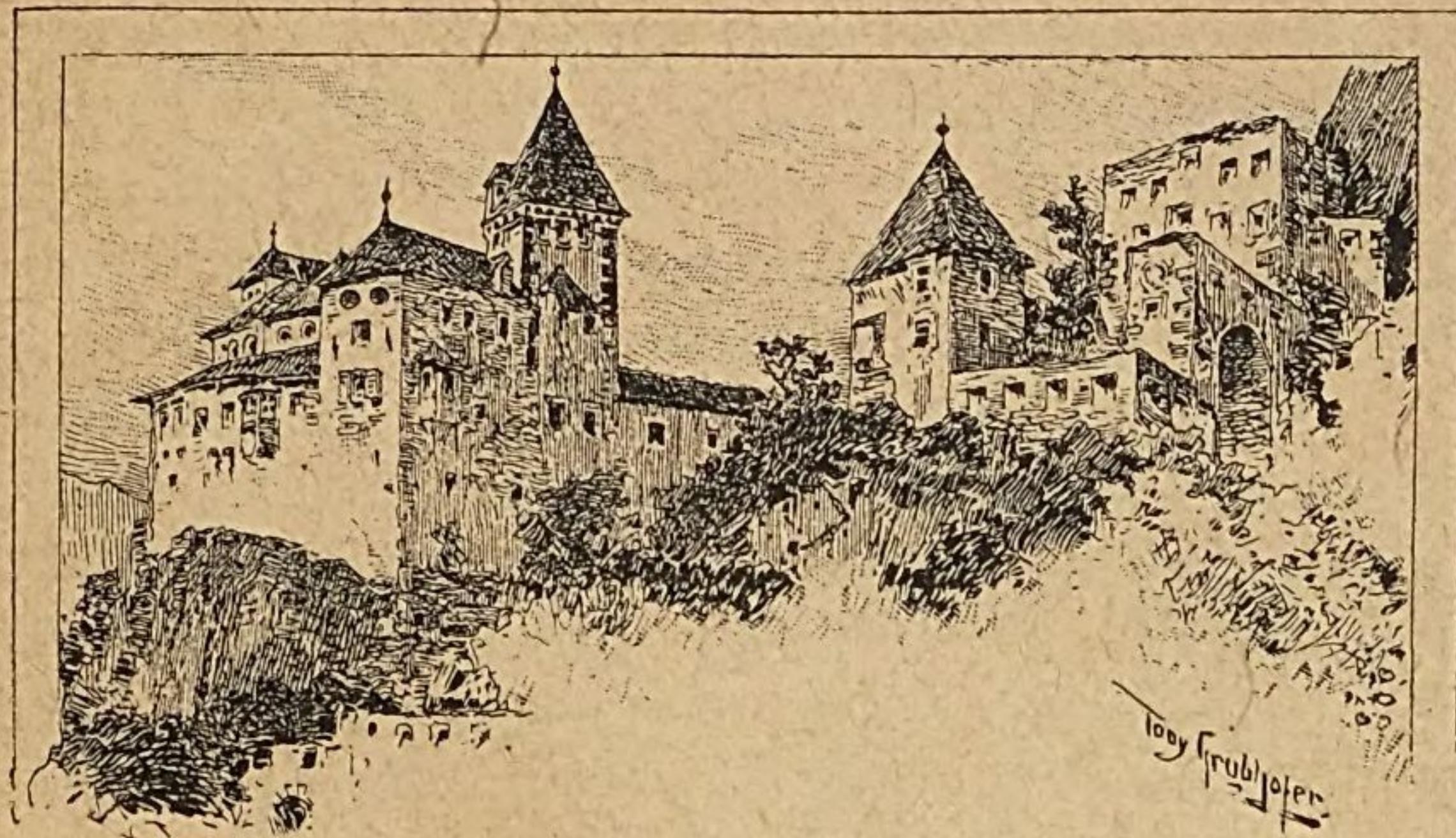
»Kennst Du den Gau? Kein andrer ist ihm gleich
In Deutschland nicht und nicht in Oesterreich,
An Schönheit ist und Fruchtbarkeit kein Land
So wundervoll, so überreich.
Zwei grosse Völker reichen sich die Hand
Und zwei Naturen werden hier verwandt;
Der Gletscher Eis, der Fluren Ueppigkeit,
Die haben hier den alten Streit vergessen;
Des Nordens Tann und Eiche messen
Sich mit des Süden's Feigen und Cypressen,
Oel, Obst, Getreid' und Weinbau weit und breit!
Vom Brenner zieh'n und von der Malserhaide
Eisack und Etsch am Paradies entlang,
Am Rebgeländer steht die Vogelweide,
Da einst Herr Walther seine Lieder sang.
Noch singt und klingt es dort, Du kennst ihn wohl,
An Deutschlands Kleid den gold'nen Saum — Tirol!«

Aber Tirol ist gross, und Hanns Hopfen hat,
als er diese Verse sang, nicht an das Land der
blumigen Almen und tannenumrauschten Bergseen

Inhalt.

I. Trostburg	I
II. Hauenstein	17
III. Karneid	39
IV. Gries	51
V. Runggelstein	64
VI. Sigmundskron	78
VII. Kaltern	92
VIII. Greifenstein	115
IX. Von Tisens nach Lana	129
X. Lebenberg	142
XI. Castel Toblino.	156
XII. Maria am Rain	167





Trostburg.

Wo der Dürsingbach in's wilde Eisackthal herausbricht, ragt, das enge Felsenthor zum Grödenthal und damit einen der interessantesten Eingänge in das phantastische Gebiet der südtirolischen Dolomiten bewachend, die *Trostburg* der Grafen *von Wolkenstein*, ein mächtiger Bau, von dunklem Waldesgrün umkränzt, auf einem hohen und schroffen Felsen, den Tannen, Buschwerk und Weinreben zur Hälfte verhüllen. Thurmartig, in zwei Absätzen und mehreren Geschossen, strebt die eigentliche, noch gut erhaltene Burg über mächtigen Stützmauern empor und hebt sich mit ihren hohen rothbraunen Ziegeldächern, Thürmchen und Zinnen scharf von dem schwarzgrünen Hintergrund der dicht bewachsenen Berglehne ab. Die

einzelnen weitläufigen Trakte, von denen ein abseits etwas höher im Walde ragender Viereckthurm der älteste ist, entstammen den verschiedensten Epochen und es ist wahrscheinlich, dass die Fundamente sogar noch von einem jener Kastelle herühren, welche Drusus im Beginne unserer Zeitrechnung auf seinem Zuge gegen die am Brenner hausenden wilden Völkerschaften angelegt hat. Denn hier vorüber führte die alte Römerstrasse, von der sich heute noch mannigfache Spuren finden und drunten im Thal stand einst die Römer-Mansion Sublavione gerade dort, wo jetzt halb dieseits halb jenseits des schäumenden Grödnerbaches eine Schaar malerischer Höfe sich um ein altes Kirchlein sammendrängt. *Waidbruck* heisst der Ort und man möchte diesen Namen gern als »Brücke zur Vogelweide« deuten, weil droben am Layener Ried hoch über der Trostburg der Vogelweidhof steht, den man in neuester Zeit, allerdings nicht ohne einige Berechtigung, als die Heimat des grossen Minnesängers Walther ansieht.

Selten hat ein Landschaftsbild auf mich einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht, wie diese Trostburg mit dem lieblichen Waidbruck zu Füssen, da ich als halbwüchsiger Bursch zum ersten Mal über den Brenner kam und durch das Eisackthal nach dem Süden zog. Herz und Kopf steckten mir damals noch übervoll von mittelalterlicher, ritterlicher Romantik — *Oswald von Wolkenstein*, jener abenteuerliche tirolische Held, der ein gar wunderlich thatenreiches Leben in aller Herren

Ländern geführt, der auf einen Wink seiner Geliebten zum heiligen Grabe gepilgert und in Afrika unter den Tapfersten Ceuta gestürmt, dem die Königin von Aragon ein güldenes Ringlein in den Bart geflochten und der, erst ein Freund und Genosse seines Landesherrn Friedrich, später sein gefährlichster Gegner in dem Kampf um die Obmacht in Tirol gewesen — er spielte eine grosse Rolle in meiner Phantasie und er war hier auf der Trostburg geboren, wo seine Familie seit dem dreizehnten Jahrhundert gehaust, und seines Bruders Nachkommen noch heute sitzen.

Und später, Jahre waren vergangen, da wurde das Bild der Trostburg in meiner Erinnerung wieder lebendig und stand mit neuem Glorionschein vor mir auf, als ich meinen alten Helden, den einäugigen Oswald, als Minnesänger kennen lernte — und wieder waren Jahre vorüber, das sonnige Etschland war meine Heimat geworden und oft war ich den Eisack, den unbändigen Sohn des Brenners, hinauf und hinab gewandert, immer hatte ich sehnsuchtsvoll zu dem alten Schlosse der Wolkensteiner emporgeblickt, aber ich war nie hinaufgekommen, bis ich an einem Dreikönigstage eigens nach Waidbruck fuhr und von dort aus den kurzen aber steilen Weg nach der Trostburg machte.

Um eine Illusion ärmer, kam ich zurück; denn so herrlich sie daliegt — sie ist unstreitig die schönste am Eisack und eine der stattlichsten im ganzen Tirol — so wenig lohnt es sich, ihr

Inneres aufzusuchen. Der Rittersaal mit seinen alten Skulpturen ist bemerkenswerth, aber in den geschmacklosen Vierziger-Jahren so abscheulich grün und weiss restaurirt worden, dass einem der Anblick weh thut. Auch die Aussicht ist wenig werth, da das Eisackthal gerade bei Waidbruck eine leichte Biegung macht und Berge und Felsen nach allen Seiten hin den Blick beschränken.

Zu Ende des 14. Jahrhunderts sass auf der Trostburg Herr Friedrich von Wolkenstein mit seiner Gattin, Katharina von Trostburg, Beide aus dem uralten Hause der Herren von Villanders; durch ihre Ehe waren die zwei reichsten Linien des weitverzweigten Geschlechtes verschmolzen und ihre grossen Güter im Eisackthale und bis tief in's Grödenenthal hinein vereinigt worden. Sie hatten drei Söhne, von denen, als Herr Friedrich auf Weihnachten 1400 aus dem Leben schied, Michael das Haupt der Familie wurde und von der Familie Besitz ergriff, während Oswald, der gefeierte Minnesänger, die Herrschaft Hauenstein auf dem Mittelgebirge unter'm Schlern, Lienhard Kastelruth erhielt. Diese drei Brüder, jeder bedeutend in seiner Art, sind in dem oben erwähnten Kampfe, der sich wenige Jahre nach Friedrich's Tode in Tirol erhob, sehr in den Vordergrund getreten, und die Trostburg war Jahre lang der Mittel- und Ausgangspunkt aller jener Zettelungen des mächtigen Adelsbundes »an der Etsch« gegen Herzog Friedrich von Tirol, »Friedel mit der leeren Tasche«, wie er im Volksmund noch heute heisst,

und deshalb will ich in diesen Blättern nicht allein von den Wolkensteinern erzählen, sondern auch von dem grossen Kampfe, in welchem das mittelalterliche Ritterwesen in Tirol zu Grunde ging, und von dem kraftvollen Fürsten, der ihn heraufbeschworen und glücklich durchgeführt hat.

Friedrich von Oesterreich war der jüngste unter den Söhnen des bei Sempach gefallenen Leopold und der mailändischen Prinzessin Viridis Visconti; er war vier Jahre alt, als sein Vater unter den Axtstreichen der Schweizer sein Leben aushauchte, und 24, als er 1406 die selbständige Regierung von Tirol antrat. Er war stark gebaut und in seinem schöngeschnittenen Gesicht lag Entschlossenheit, Ironie und Lebenslust — ja, die Lebenslust, Friedrich war jung und hatte von seiner Mutter das leidenschaftliche, heisse Blut geerbt; er liebte frohe Gesellschaft und wollte seine Jugend geniessen, die Sitten seiner Zeit tragen wohl Schuld daran, dass er es in einer etwas rohen, sinnlichen Weise that; »Spiel und Gesang, Wein und Liebe behagten ihm mehr als ziemlich«, schreibt Engelhard Dietrich von Wolkenstein; in gutes Deutsch übersetzt heisst das: Herr Fritz war ein ziemlich lüderliches Tuch und fand da in den Söhnen der mächtigen tirolischen Edlen, in Oswald von Wolkenstein und so manchem Anderen seiner späteren Todfeinde die besten und ausgelassensten Genossen. Wie wüst die jungen Herren mit ihrem Herzog an der Spitze gelebt haben, erfahren wir aus den poetischen Schilderungen Oswald's, und bei solchen

Gelagen vergab sich Friedrich viel gegenüber den Baronen, denn, wenn alle betrunken waren und zum Theil unter den Tischen lagen oder sich die Weinkrüge an den Köpfen zerhieben, gab's keinen Standesunterschied mehr und das erklärt mit das hohe Wesen, welches der Adel gegen den Landesherrn so gern zur Schau trug.

Wie es überhaupt um das Ansehen der Herzoge stand, zeigt das Bild, welches Beda Weber von der Erziehung der jungen Wolkensteiner auf der Trostburg gibt. Die einzige Lehre, welche die Buben von ihren Eltern erhielten, war das oft gepredigte stolze Gefühl der tirolischen Freiheit gegenüber dem Landesfürsten, der als Schuldner in den Rechenbüchern des Hauses stand. Jeden Morgen mussten sie die Landesfreiheiten rezitiren, welche dem Tirol und ihren Vorvätern von Kaisern und Königen verliehen worden waren. Ihre Begeisterung für den Kaiser drängte daher fast alles Pflichtgefühl für den Landesherrn aus ihrer Brust und nun kam Friedrich, und wollte das alte tirolische Recht reformiren, ihre Freiheiten beschneiden und eine landesfürstliche Macht, wie man sie bis dahin nicht gekannt hatte, zum Ausdruck bringen. Derselbe Friedrich, der mit ihnen getrunken und gesungen, gespielt und gerauft hatte, bis sich bei den Adeligen im Etsch- und Eisackthale eine Art Ebenbürtigkeitsdünkel herausgebildet hatte. Man hatte in diesen Kreisen von jeher von einer tirolischen Reichsunmittelbarkeit geträumt und die Phrase von den »berechtigten Eigenthümlichkeiten«

Tirol's war schon damals im Schwang, auf der Trostburg aber war dieselbe geradezu eine erbliche Hausidee geworden, und mit dem Herzog glaubte man leicht fertig werden zu können. Aber die Wolkensteiner, Lichtensteiner, Starkenberger und Spaur, der Rottenburger und Vintler, und wie sie alle hiessen, hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Friedrich besass nicht nur einen kräftigen Körper, welcher das wüste Jugendleben ohne Schaden vertrug, sondern auch einen starken Geist und einen stolzen Sinn, und so hörte er rechtzeitig auf mit seinen Tollheiten und setzte früh des Lebens Ernst an Stelle des Leichtsinns. Ins Weite strebend, ohne viel Achtung für Bestehendes, schritt er über jede Gefahr leicht hinweg; sein eigener Sinn gefiel ihm am besten, und dieser drängte ihn, aus den starren Formen des Mittelalters herauszutreten und Neues zu schaffen, ohne viel Rücksicht auf früher Dagewesenes. So war er ganz der Sohn der eben heraufdämmernden neuen Weltperiode, deren Brausen und Gähren sich allenthalben kundthat — »die alten Zustände hatten sich überlebt und begannen zu wanken, das Wissen drang ins Leben und zernagte den Glauben, der das Mittelalter zusammengekittet hatte.«

In Tirol finden wir wie in Süd- und Westdeutschland zwei feindliche Elemente im Kampfe begriffen: auf der einen Seite das Bemühen der Kaisergewalt, sich zu regeneriren und mächtig auszudehnen, unterstützt von dem Adel, der fussend auf alten verlebten Rechten und Freiheiten dem

Pius II
Landesfürsten trotzte — auf der anderen Seite Herzog Friedrich, eifrig bestrebt, sich vom Reiche unabhängig zu machen und im eigenen Lande jene Ordnung und Rechtsgiltigkeit zu schirmen, welche der Kaiser nach damaliger Sachlage für alle Länder nicht behaupten konnte. Aeneas Sylvius, der Historiker auf dem Stuhle St. Peters, sagt von Friedrich ganz einfach: »Die Landherren hatten alle Macht in Händen, das verdross den lebhaften Fürsten. Verkleidet zog er im Lande umher, um sich über seine Stellung aufzuklären. Und als die Stimmung im Allgemeinen sich nicht ungünstig fand, ging er an Neuerungen.« Durch diese kurze Angabe ist Friedrich's Regierung trefflich charakterisirt als Kampf des Landesherrn gegen die Uebermacht der Barone.

Diese Letzteren waren nie so mächtig, reich und übermüthig gewesen, wie zur Zeit, da Friedrich zur Herrschaft kam. Bisher waren die Herzoge selten ins Land gekommen, und so konnte der tirolische Adel lange Zeit hindurch beinahe Alles thun, was er wollte und er verabsäumte diese Gelegenheit auch wahrscheinlich nicht, seine Macht auf Kosten des Herzogs auszubreiten. Diesen Zustand sah nun der Adel durch den energischen Friedrich bedroht, denn mit einer kräftigen Regierung war die langgewohnte Freiheit unverträglich, und Friedrich wollte nicht nur die Rolle eines Fürsten spielen, er wollte herrschen. Die Geschlechter und mit ihnen die beiden Bischöfe und im Allgemeinen auch die Städte und Gerichte standen

mit blindem Eifer für altes Recht und alte Freiheit zu jeglichem Widerstande bereit gegen Aenderungen, die nicht von ihnen ausgingen; der Wortlaut ihrer Briefe sprach für sie, dass der Sinn ein anderer geworden war im Laufe der Zeiten, das mochten sie nicht begreifen. Im August 1406 schlossen sie sich daher auf Betreiben Oswald von Wolkensteins an einander, der alte Elefantenbund lebte im »*Bund an der Etsch*« von Neuem auf; ihm traten 135 Ritter aus 69 Geschlechtern bei und machten sich verbindlich, »ihr gutes Tirolerrecht gegen Jedermann, selbst gegen den Landesfürsten im Nothfalle, zu vertheidigen.« Oswald war gewissermassen die Theorie des Bundes, unerschöpflich an Mitteln und Rath aller Art, Geschäftsführer und Geheimschreiber, wobei er auch zwischen dem Kaiser Sigismund, in dessen hoher Gunst er stand, und dem Bunde vermittelte. Wir staunen, wenn wir die Tendenzen des Letzteren hören, denn nach unseren Begriffen bedeuten sie aufgelegten Hochverrath; in jener Zeit liess sich aber Alles anders an und welche Auffassung Friedrich selbst davon hatte, zeigte er deutlich durch sein Vorgehen: vorderhand noch nicht mächtig genug, den Bund zu sprengen, trat er demselben selbst bei. Aber dann ging er langsam an's Werk, er hatte keine andere Wahl, als auf seine Herrschaft zu verzichten oder sich in die fortschrittliche Zeitbewegung zu stürzen und durch sie das Staatsgefährliche der Adelsstellung abzuschleifen. Er wählte das Letztere, und das ist das grösste Ver-

dienst seines Lebens — Alles war gegen den Fortschritt, der Adel, die Bischöfe, die Kirchenversammlung zu Konstanz, selbst seine eigenen Stammesgenossen, die Herzoge von Oesterreich — Friedrich war eben der Wenigen Einer, die den Zeitgeist erfasst, die ihr Jahrhundert verstanden, und das machte ihn unwiderstehlich.

Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte Friedrich, dass zum Gelingen seiner weitausgreifenden Pläne vor Allem geordnete Finanzen gehörten, o, und da sah es traurig aus, denn man nannte den Herzog nicht ohne Berechtigung »mit der leeren Tasche.« Bisher hatte der Adel alle seine Kapitalien auf Pfandschaften an die landesfürstliche Kasse ausgeliehen, und das gesammte Geldwesen ruhte auf der althergebrachten Annahme, dass die Regierung die oberflächliche Art, ihre Finanzen ausbeuten zu lassen, als ein besonderes Recht des Adels gewissenhaft einhalten werde. Eine Revision der Pfandschaftsverhältnisse nach neuem Massstabe der durch die Zunahme des Verkehrs gesteigerten Erträgnisse der verpfändeten Güter schien eine ungeheuerliche Neuerung, aber Friedrich unternahm sie doch, und zwar begann er mit dem grössten Geldmanne des Landes, Nikolaus von Vintler, dem Herrn von Runggelstein; er stiess auf Widerstand, musste die berühmte Burg an der Talfer mit Sturm nehmen und den Vintler zwingen, aber er zwang ihn, und nun ging das Pfandschaftswesen nach einer gründlichen Revision einer neuen Entwicklung entgegen, die zwar erst 1425 abge-

schlossen wurde, infolge deren sich aber die landesfürstlichen Kassen schon sofort wieder zu füllen begannen.

Bald konnte der Herzog einen Schritt weiter thun, der »Bund an der Etsch« stand, wenn auch etwas verschüchtert, so doch ungebrochen da, eine Art Adelsregierung in allen wichtigen Angelegenheiten ohne viel Rücksicht auf des Landesherrn Willen. Der Bundeshauptmann Heinrich von Rottenburg war der eigentliche Regent in Tirol, aber auch er erlag nach trotziger Gegenwehr und nach und nach fiel der gesammte Adel des Landes, die Lichtensteiner auf Karneid, die Spaur in Nonsberg, Paris von Lodron, die Starkenberger und auch die Wolkensteiner, diese allerdings unter den Letzten.

Es ist nicht möglich, ein getreues Bild der Kämpfe Friedrich's gegen die Wolkensteiner in so engem Rahmen, wie es dieser Aufsatz wäre, zu geben, Oswald's fleissiger Biograph hat dazu an vierhundert enggedruckte Seiten gebraucht, zudem sollen die wichtigsten Momente daraus, die Beziehungen des Minnesängers zu dem Herzog, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, in dem nächsten Bilde »Hauenstein« skizzirt werden.

Als Herzog Friedrich 1417 gegen die Bündner rüstete, lagen die Wolkensteinischen Burgen ihm zunächst und hart an seinem Wege; die drei Brüder hatten vor Allem seinen Zorn zu fürchten und flüchteten nach dem festen Greifenstein im Etschthal zu Wilhelm von Starkenberg. An Trostburg und Kastelruth zog Friedrich vorüber, nur Hauen-

stein, des einstigen Freundes Schloss, musste seinen Grimm verspüren. Auf dem Greifenstein organisirten die Wolkensteiner inzwischen die Vertheidigung, wie das Oswald in seinem wunderbar lebendigen und farbenreichen Gedicht »Hu, huss! sprach Herr Michel von Wolkenstein« erzählt, und kehrten dann, als Friedrich unverrichteter Sache von dem uneinnehmbaren Felsennest abgezogen war, ungefährdet heim. Von Michael hörte man nun Jahre lang wenig mehr, im Stillen betheiligte er sich an Allem, was wider Friedrich geschah, aber erst als Oswald 1422 durch Verrath in des Herzogs Hände gefallen war und von diesem gegen alles Recht weiter gefangen gehalten wurde, trat Michael mit einem offenen Fehdebrief heraus, der durch den ungemessenen Stolz seiner Sprache für den Kulturhistoriker eines der interessantesten Dokumente jener Zeit genannt werden darf: »Deshalb will ich Euer Feind sein,« endet das Schreiben, »und mit Euren Feinden im Bündniss leben.« Nirgends tritt der schon erwähnte Dünkel der Ebenbürtigkeit schroffer hervor, als hier, wo der Landesfürst nach ältesten Adelsansprüchen gar mit einer Privatfehde bedroht wird, wie ein anderer Edelherr.

Das war im September 1422, und Friedrich nahm diesen Schritt des Ritters keineswegs leicht, denn Michael als Haupt aller Herren von Villanders und Wolkenstein, stand dermassen in Ansehen, dass selbst auswärtige Fürsten ihn in ihren Zerwürfnissen mit Friedrich um Vermittlung anriefen;

sein ganzes Wesen und Benehmen stellten ihn aber in des Herzogs Augen so hoch, dass dieser ihn stets mit Auszeichnung und selbst als Feind mit Ehrfurcht behandelte. Freilich fand der Wolkensteinische Fehdebrief eine mächtige Unterstützung: Kaiser Sigismund, sehr erzürnt über Oswald's Gefangenhaltung, drohte mit sofortigem Einschreiten in Tirol. Daher war die Folge des Fehdebriefs, dass sich der stolze Herzog mit der Bitte an Herrn Michael wandte, ihn doch bei dem Kaiser zu entschuldigen, dafür wolle er Oswald freigeben. Michael liess sich hierzu herbei, man verhandelte hin und her und endlich ward der Minnesänger losgelassen. Die Bereitwilligkeit, für den Herzog beim Kaiser zu vermitteln, sollte dem Trostburger nicht vergessen werden, denn als Oswald ein zweites Mal in des Herzogs Hände gerathen und die Lage sehr ernst war, gelang es Herrn Michael doch, ihn von Friedrich loszubitten. Damit waren auch die Wolkensteiner unterlegen — kurz Friedrich führte sein Werk glücklich zu Ende, trotzdem ihn Kirchenbann und Reichsacht mehr als einmal aller Macht zu berauben suchten. Der tirolische Historiker Egger endet sein Kapitel über diesen Fürsten mit den Worten: Herzog Friedrich ist ein ungewöhnlicher Mann und vielleicht der gewaltigste unter allen Fürsten Tirols gewesen. An Thatkraft kam ihm gewiss Keiner gleich, nur einmal im Leben verlor er den Muth, sonst war ihm kein Hinderniss, keine Gefahr, keine Mühe zu gross — durch

einen ungewöhnlich hohen Gerechtigkeitssinn ausgezeichnet, war er seinen Freunden in unwandelbarer Treue ergeben.

Ich habe die Kämpfe Friedrich's noch aus einem anderen als dem oben angegebenen Grunde gerade hier ausgeflochten, die Trostburg ist nämlich der Ausgangspunkt meiner Wanderung durch Südtirol, und diese Darstellung soll gleichsam als Einleitung dienen für die späteren Aufsätze, in denen ich immer wieder auf die wichtige Epoche zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zurückkommen muss, denn es ragt kaum eine Burg in den Bergen von Tirol, welche die starke Faust Friedrich's nicht empfunden hätte, und viele der stolzesten Schlösser wurden durch den erst viel verhöhnten »Friedel« für alle Zeit der Vergessenheit geweiht, andere für alle Zeit der Vergessenheit entrissen.

Wir verlassen die Trostburg nicht, ohne einen Blick zu dem fruchtbaren, sonnigen Bergeshang hinausgeworfen zu haben, der sich jenseits des Dürsingbaches ob Waidbruck zu dem hochgelegenen Pfarrdorfe Layen emporzieht, das *Layener Ried*; hier hat die hl. Katharina ein kleines uraltes Kirchlein, und wenn man an diesem vorüber aufwärts schreitet, so sieht man schon ein einfaches Haus in üppigem Rebenlaub gebettet, während eine Edelkastanie ein prächtiges Plätzchen am Eingang beschattet — ein Bauernhaus, dessen schindelgedecktes Dach durch schwere Steine festgehalten ist, nicht grösser als andere und ohne

sonderlichen Schmuck; nur ein Fenster ist nach einer alten, schönen Sitte mit einer verwaschenen Malerei eingerahmt: kleine Vöglein, die auf dünnen Zweigen sitzen und singen, sind darauf dargestellt, und wir legen dieser anspruchslosen Freske gern eine tiefere Bedeutung unter, denn das ist die »*Vogelweide*«, die Heimat des gefeierten Minnesängers Walther; seit dreizehn Jahren prangt über der niederen Hausthür eine Marmortafel, welche als Inschrift die schlichten Verse Hugo von Trimberg's:

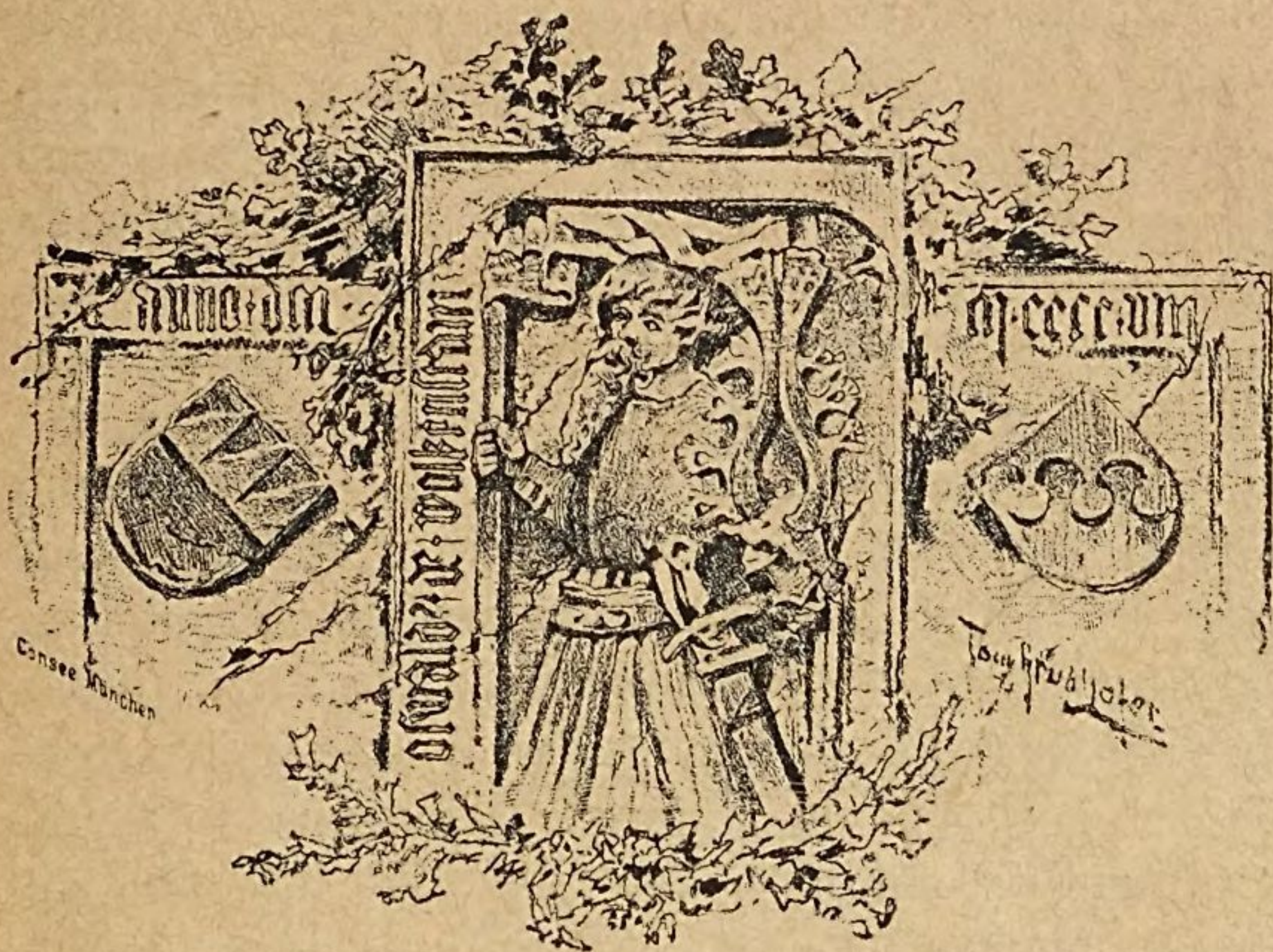
»Hêr Walther von der Vogelweide
Swër des vergaeze, der taet mir leide.«

Hier oben, von wo man mit dem Blick die lachenden, reichbebauten Halden des Rieds und die Hänge von Villanders beherrscht, von wo man hinabschaut in das wilde, vom schäumenden Eisack durchtoste Thal — hier oben soll Herr Walther gesessen und gesungen haben. Wir können es uns wohl denken, und wenn auch die Annahme, dass Walther ein Sohn des Eisackthal's gewesen, beim ersten Auftauchen heftige Gegner hatte, wenn auch Thurgau, Franken, Steiermark, Oesterreich und Böhmen diese Ehre für sich in Anspruch nahmen, — man kann es sich so gut denken, dass hier die Wiege des Sängers gestanden, und wenn auch für das Layener Ried ebenso wenig urkundliche Beweise sprechen, wie für die übrigen Gegenden, so glauben wir doch gerne den Ausführungen der scharfsinnigen Innsbrucker Germanisten, namentlich des Professors

Ignaz Zingerle, welche mit einem Handstreich den langjährigen Streit beendeten und die Vogelweide ob Waidbruck proklamirten.

Und jetzt hat sich diese Annahme bereits soweit eingebürgert, dass kaum mehr ein Widerspruch erhoben wird, und Tirol geht daran, dem Minnesänger ein Denkmal zu setzen; in Bozen in der südlichsten Stadt, in welcher Walther's, süsse Weise: »Ihr sollt sprechen, seid willkommen«, verstanden wird, soll es stehen, und ein anderer Sohn des »Landl's«, und zwar kein Geringerer als Heinrich Natter, hat den Auftrag übernommen, den Sänger in Marmor verkörpert darzustellen. Auf dem schönen Johannesplatz in Bozen, auf den das waldige Haupt des Kollernberges herablickt, von dem aus man die herrlichen Dolomiten des Rosengartens allabendlich unter dem letzten Kusse der Sonnenstrahlen erglühen sieht, soll das Standbild ragen, ein Denkmal deutscher Kultur und Geistesgrösse an der deutschen Sprachgrenze.





Hauenstein.

Die Sonne sank eben hinter der Mendel hinab, das breite Bozner Thal lag in bläulichem Schatten, aber die Berge waren noch hell beleuchtet; eine Glocke schlug leise an und eine andere folgte, ein alter Mann, der unten im Garten Reben anband, zog seinen Hut, betete kurz und schlug ein Kreuz, dann arbeitete er wieder weiter — die Glocken waren verklungen und träumende Stille umgab mich, wie vorher. Ich sass auf einer halb zerfallenen Steinballustrade der alten Villa Aufschnaiter in Gries, vor mir,

die Terrasse entlang, und im Garten strebten schlanke Cypressen und pyramidenförmig geschnittene Thuyen empor; zwischen ihnen hindurch blickte ich auf das Kloster der Benediktiner und die zopfige Façade ihrer Kirche, vor welcher gerade die beiden prächtigen Paulownien in vollster Blüthe standen; im Hintergrunde aber erhob sich »das schönste Hochgebirge über dem schönsten Thale« — man nennt das wild zerklüftete Gebiet phantastischer Zacken, schauerlicher Schluchten und Schrofen den »*Rosengarten*«, und da, plötzlich begannen die bisher blassen Wände zu leuchten und sich zu färben, immer intensiver und feuriger strahlten sie auf in heller Gluth — das sind die Rosen Laurins. Dann taucht aus den dunklen Wäldern der Vorberge ein violetter Schatten auf und kriecht fast unmerklich vorschreitend langsam empor, schon glühen nur mehr die äussersten Spitzen — nun verglimmen auch dort die Rosen, und bleich, gespenstisch fast starren die Felsen empor in die Abenddämmerung.

Im Innern dieses gewaltigen Gebirges und des benachbarten Schlern lag einst der wunderbare Krystallpalast des Zwergenkönigs *Laurin* und sein von Heinrich von Ofterdingen besungener Rosengarten. Die Rosen Laurins waren so schön, wie man sie auf der Erde nirgends fand, ein goldener Faden umspann sie als schützende Mauer. Laurin war nur wenige Spannen hoch und sehr hässlich, trotzdem verliebte er sich in die schöne Simild, die goldblonde Schwester Dietliebs von

Steier; er lockte sie mit List in seinen Rosengarten, entführte sie und vermählte sich mit ihr. Darüber war unter den zwölf Recken Dietrichs von Bern, zu denen Dietlieb gehörte, grosser Zorn, und der Berner zog mit Dietlieb, Wittich, Wolfart und Hildebrand aus nach Tirol, um den Uebermuth des Zwergenkönigs zu bestrafen. Im dunkeln Tann am Fusse des Schlern rieselte ein Zauberbrünnlein, durch dessen Grotte die Helden in das unterirdische Reich Laurins gelangten; sie drangen in den Rosengarten ein, zertraten die Rosen und Dietrich besiegte den König in grausamem Kampfe trotz des Zaubers, mit dem dieser umgeben war, schenkte ihm aber auf Dietliebs Bitten das Leben. Laurin lud nun die Sieger voll Trug und Heuchelei ein, sich von ihm bewirthen zu lassen und setzte ihnen einen betäubenden Trank vor; als sie erwachten, lagen sie, gefesselt und durch Zauber geblendet, in den tiefsten Schluchten des Gebirges. Aber da trat Simild zu ihnen und befreite sie, worauf ein furchtbarer Kampf begann, in welchem die Helden die Zwerge und Riesen Laurins erschlugen; Dietrich selbst besiegte den König zum zweiten Male, entriss ihm die Tarnkappe und führte den seines Zaubers beraubten Zwerg als Gefangenen mit sich nach Verona. Die Rosen des Rosengartens jedoch blieben zertreten, nur Abends, wenn die Sonne untergegangen ist, glühen sie für wenige Augenblicke an den Felsen des herrlichen Hochgebirges auf und verklären die nackten Schrofen mit feurigem Schein.

Unterhalb der gigantischen Zacken des Schlern, dieses »Königs unter den Dolomiten« im deutschen Tirol, breitet sich ein Mittelgebirge aus, auf welchem harzduftende Wälder mit prangenden Wiesen und wohlhabende Dörfer mit stattlichen Höfen abwechseln; da liegt Kastelruth, das alte castellum ruptum der Römer, das bescheidene Kirchlein Kristanzen mit seinem mächtigen, fast schwarzen Christophorus und das fröhliche Seis, nach dem die blumige Seiser Alpe genannt ist, und endlich ganz im Schatten des düsteren Fichtenwaldes das heilkräftige Bad Ratzes. O dieser herrliche Wald mit dem lustigen Vogelgezwitscher und dem moosigen Grunde, mit seinen uralten Bäumen, stillen dunklen Weihern und jugendfrisch dahinbrausenden Bergbächen, und dazu der Glorienschein altdeutscher Heldensage, denn dies ist der »Tann«, in welchem einst der Zauberbrunnen den Helden Dietrichs Eingang in das unterirdische Reich Laurins gewährte.

»Und jeder Stein erzählt Euch deutsche Märe«

»Von den Salurner Bergen bis zum Schlern.« —

Als ich zum ersten Male droben war — ein wunderbarer Hochsommertag ging gerade zu Rüste — da meinte ich das Zauberbrunnlein noch leise rauschen zu hören; ich hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich das Waldweben erklingen wäre und ich die Sprache der Vögel verstanden hätte, aber nein, der Quell ist versiegt und selbst die Burg, welche später ein nun auch schon vergessenes Geschlecht an jener Stelle

errichtet hat, ist bereits verfallen, nur die Trümmer ragen noch kaum gekannt von der Mitwelt, aber fortlebend in der Geschichte der grössten Zeit, die Tirol je gesehen, fortlebend vor allem in der tirolischen Dichtung — *Hauenstein*, das Erbe *Oswald v. Wolkenstein's*, des letzten Minnesängers.

Als die alten Herren von Hauenstein ausgestorben waren, hatten die Jäger von Tisens Erbensprüche auf die Veste, aber die Wolkensteiner nahmen als Nachbarn wider alles Recht Besitz davon; um nun die Sache nach langem Streit auszugleichen, beschloss man, Oswald, der als zweiter Sohn des Herrn Friedrich auf Trostburg einmal Hauenstein besitzen sollte, mit Jägers Tochter Sabine zu vermählen, und so hätte der Jahrzehnte alte Zwist eine alle Theile befriedigende Lösung erfahren können, aber das Geschick hatte es mit Oswald nicht so gut vor, und das grösste Leid, das der abenteuerliche Held erfahren musste, war um den Hauenstein im dunklen Fichtenwalde am Schlern.

Die Lebensschicksale Oswalds lesen sich wie ein Roman, und in demselben spielen namentlich zwei Frauen eine hervorragende Rolle, *Sabine Jäger*, seine Jugendgeliebte, und *Margarethe von Schwangan*, sein Weib, denen auch seine schönsten Lieder geweiht sind.

Oswald war 1367 auf der Trostburg im Eisackthale geboren und hatte schon als Kind das Unglück, durch einen Bolzschuss das rechte Auge zu verlieren. Die Uebertreibungen des

Ritterwesens in den Volksbüchern nahmen ihn dergestalt ein, dass er seinen Eltern mit zehn Jahren davonlief:

»Es hatte sich gefügt, zehn Jahre war ich alt,
Dass ich entschlossen war, zu sehn der Welt Gestalt;
Im Sack drei Pfennige, dazu ein Stücklein Brot,
Das war mein Reisegeld von Haus für alle Noth.«

Und seine Eltern hatten gegen diesen Beginn seiner Carrière eigentlich nichts einzuwenden; denn ihr Grundsatz war: »Wer nie sich wund gefallen, versteht nicht Kraut zu essen.« Oswald schloss sich einem Zug tirolischer Ritter gegen die heidnischen Preussen an, und seit dieser ersten Heerfahrt, auf der es dem kleinen Burschen oft jammervoll erging, auf der er sich aber die für sein späteres Leben sehr wichtig gewordene Gunst des nachmaligen Kaisers Sigismund erwarb, durchwanderte er ganz Europa, litt im Schwarzen Meer Schiffbruch und besuchte Armenien, Persien und Kandien. Als er dann 1392 heimkehrte, war sein Haar, trotzdem er erst 25 Jahre zählte, ergraut, und das mag den Helden unzähliger Abenteuer, der zudem als Dichter und Sänger weit und breit gefeiert wurde, in den Augen der Weiber nicht wenig interessant gemacht haben; sicher ist, dass ihm trotz seiner Einäugigkeit alle Herzen entgegenflogen, darunter auch das der für ihn bestimmten Braut Sabine Jäger.

Oswald war von mittlerer Grösse, mehr untersetzt als schlank; sein Gesicht hatte für gewöhnlich etwas Düsteres mit dem Ausdruck der

Weitverachtung; sein weisses Kraushaar floss unter der Pelzmütze, die er mit Vorliebe trug, in dichten Locken auf die Schultern, sein langer Bart mit hellglänzenden Fäden über die Brust. Die Beiden sahen sich und es war um sie geschehen, die Leidenschaft loderte mit der vollen Gluth des Südens und Oswalds Lieder verrathen uns in ziemlich verständlichen Andeutungen, dass er nicht unerhört aus der Ferne geschmachtet habe. Aber »la donna e mobile«, und wenn auch Oswald von sich rühmt, dass er zehn Sprachen sprechen konnte und hinzufügt: »Auch kund ich fideln, trummen, paugken, pfeiffen« — so scheint Sabine doch bald den Geschmack an dieser seltenen Vielseitigkeit verloren zu haben, denn nach kurzer Zeit schon machte sie Anstrengungen, sich des ihr unbequem gewordenen Liebhabers zu entledigen. Als der Ritter, dem um sein Glück zu bangen begann, endlich ein letztes Wort verlangte, erklärte Sabine, ihn heirathen zu wollen, wenn er ihr die Stärke seiner Liebe durch eine Pilgerfahrt nach Jerusalem bewiese; da Oswald in einer solchen Forderung nichts Uebertriebenes fand, zog er eine Kutte mit Muschelwerk an, nahm einen von Sabine geweihten Stab in die Hand und wanderte, um die Geliebte zu erringen, 1397 von neuem ins Morgenland. — Es war ein kalter Dezember-Abend 1400, als Oswald in die Heimath zurückkehrte, sein Vater lag an der Wassersucht krank und erkannte ihn nicht mehr; beim Abendessen nur nebenher erzählte die Mutter,

Sabine habe mit einem Spott über sein zerschossenes Auge einen alten Bürger von Hall, Hans Hausmann, geheirathet — in derselben Nacht starb Herr Friedrich von Wolkenstein, die Mutter erkrankte vor Schmerz, »Oswalds Kraft brach zusammen«, berichtet sein Biograph Beda Weber, »es war die trübste Zeit seines Lebens.«

Der Sänger scheint sich jedoch schnell wieder erholt zu haben; denn bald begegnen wir ihm bei den wüsten Gelagen des jugendlichen Herzogs Friedrich von Tirol als dessen Zechgenossen; die tirolischen Ritter hielten sich gewiss für grosse Lebemänner, denn sie tranken, bis sie unter den Tischen lagen, und Herzog Friedel musste schliesslich mehr als einmal nach Hause getragen werden, wie Oswald das in seinem Gedicht »Nachtscene in einem Wirthshause« gar erbaulich schildert. Was aber die Frauen anbetrifft, die in diesem Zeitraum den Minnesänger inspirirten, so dürfen wir uns nicht scheuen, sie in den untersten Schichten zu suchen — jede Bauernmagd wurde geminnt und angesungen, wenn sie nur seine Sinnlichkeit reizte. Aber das lüderliche Leben, zu welchem der Wolkensteiner aus seinem Erbe Kastelruth und Hauenstein die Mittel zog, fand ein unerwartet ernstes Ende, als Herzog Friedrich 1406 zur Alleinherrschaft in Tirol gelangte, plötzlich zum Bewusstsein kam und der Löwe in ihm erwachte. Der Adel hatte sich auf Kosten des Landesfürsten eine für den letzteren geradezu gefährliche Stellung zu erringen gewusst, er

dünkte sich dem Hause Oesterreich ebenbürtig und strebte nach Reichsunmittelbarkeit; der Kaiser aber, welcher sein Recht wiederum durch die Fürsten bedroht sah, liess dem Beginnen des Adels gern seine moralische Unterstützung, so dass Herzog Friedrich, wenn er sich nicht rührte, zwischen den beiden Steinen zermahlen worden wäre.

Nach langem Gähren brach der grosse Kampf an der Etsch und am Eisack aus, und Oswald war die Seele der Bewegung, welche wir heute einfach als Empörung bezeichnen würden, die aber nach den Begriffen des Mittelalters der Berechtigung in vielen Punkten nicht entbehrte. Gleichzeitig begannen damals neue Streitereien um Hauenstein, denn Sabine, oder, wie sie nun heisst, die *Hausmannin*, welche eine Missheirath gemacht hatte und deren Liebe in eitel Hass verwandelt war, machte Ansprüche auf Nachzahlungen in Höhe von 6000 Gulden wegen der Herrschaft. Als aber Herzog Friedel gezeigt hatte, dass er nicht nur trinken und singen, sondern auch tüchtig dreinhauen konnte, als die Liechtensteiner auf Karneid und andere den Wolkensteinern verwandte und befreundete Geschlechter die eiserne Faust des jungen Fürsten empfunden hatten, war dem Sänger das Leben in Tirol verleidet und er beschloss, seinem abenteuerlichen Sinne zu folgen und nach Spanien zu gehen, um dort und in Afrika gegen die Mauren mitzukämpfen; seine Reise führte ihn an den

Lech, wo er auf den Burgen der sangesfreudigen Schwangauer einkehrte, und dieser Besuch wurde von Entscheidung für sein späteres Leben, denn hier lernte er die Frau kennen, welche ihm die schweren Tage der politischen Kämpfe, der Aechtung und Noth tragen helfen sollte: *Margarethe von Schwangau*. Die Schwangauer hatten in der jetzt wegen König Ludwigs II. berühmter Burg Neuschwanstein von vielen Tausenden aufgesuchten Berggegend bei Füßen vier nahe bei einander liegende Vesten, das vordere und hintere Schwangau, den Frauenstein und das Rundthurnschloss; der Schwanstein wurde erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erbaut. Auf Hinter-Hohenschwangau, dessen Ruinen dem herrlichen Königsschlosse dicht benachbart sind, wurde 1390 die gefeierte Frau als Tochter Ulrichs II. von Schwangau und der Adelheid Schwelcher geboren. Die Angaben Beda Webers über Margarethen sind, soweit er sie nicht den Gedichten Oswalds entnommen hat, durchweg falsch, wie denn überhaupt erst in den letzten Zeiten einige Urkunden aufgefunden worden sind, welche authentischen Aufschluss über ihr Leben geben.

Margarethe zählte, als Oswald nach dem Lech kam, 16 Jahre und blickte mit Begeisterung zu dem Minnesänger auf, dessen Lieder sie seit ihrer Kindheit kannte und selbst zur Harfe sang. Oswald war kein Jüngling mehr, schon 42 Jahre alt, und der holde Zauber der Jugend, der das schöne, blondlockige Kind umgab, nahm sein noch

immer leicht entzündliches Herz sofort gefangen — er verlobte sich mit Margarethen, nach seiner Rückkehr aus Spanien sollte die Hochzeit sein. Aber das zog sich lange hinaus; Oswald blieb mehrere Jahre fort und erst auf dem Konzil zu Konstanz sahen sich die Verlobten 1414 wieder. Margaretha hatte sich herrlich entwickelt, sie war schön mit schwarzen Augen und blonden, krausen Haaren, welche in ungewöhnlicher Fülle das feingeschnittene Gesicht umrahmten; ihre Gestalt war schlank und ihre Bewegungen voll Anmuth und Hoheit; sie machte durch ihre Erscheinung und durch ihren Gesang auf den grossen Festen des Konzils Aufsehen und trotzdem sie viel begehrt und umworben wurde, blieb sie dem einäugigen Sänger mit dem weissen Haar doch in schwärmerischer Liebe treu. Als Lohn erhielt sie die schönsten Lieder, die aus seiner Feder geflossen sind, und der Preis ihrer Schönheit wurde thalauf und nieder in Tirol gesungen:

»Die Arme lang, die Hände schmal,
Und wo nur hin mein Blick sich stahl,
Ist sie nach Herzenswunsch und Wahl,
So schlank und voll zu lieber Qual
Mit Ebenmass umessen,
Klein ist der Fuss bemessen.«

Im Jahre 1417 wurde die Ehe geschlossen. Ulrich gab seiner Tochter eine Heimsteuer von 500 Gulden, doch erhielt Oswald statt des Geldes ein Gut Parzivals von Weinegk, der Margarethens Schwester geheirathet hatte, als Pfand. Später

wurde die Abmachung dahin geändert, dass Oswald das Gut seines Schwagers, das in Bozen lag, zurückgab und dafür das Geld in Jahresraten von 100 Gulden ausgezahlt wurde. Als Lehens-träger seiner Gemahlin besass Oswald den Wildbann von Fern heraus bis Ehrenberg, dann das Gebiet bis an den Fern, das halbe Gericht zu Büchelbach und das Gericht zu Pflach. Der Wolkensteiner führte sein schönes Weib nach dem Hauenstein, um dort den Honigmond zu verleben; aber es war, als hätten die ruhigen Zeiten für immer Abschied genommen, und die dichten Schatten, welche das Leben des Sängers nunmehr verdüsterten, wollten gar nicht mehr weichen. Allerdings nicht ohne seine eigene Schuld; denn während er die zärtlichsten Liebeslieder an Margarethen dichtete, darunter das bekannte:

»Gar mancher seine Freude hat
An seiner hochgebornen Frau,«

sandte er gleichzeitig Brandbriefe gegen den Herzog hinab ins Eisackthal. Der Trotz des Adels, namentlich der Starkenberger, hatte damals seinen Höhepunkt erreicht und Friedrich war fest entschlossen, den widerhaarigen Herrn hart zu Leibe zu gehen: Oswald galt wegen seines Einflusses als des Herzogs gefährlichster Feind, und die Hausmannin, die zu dem Herzog in intime, ihrer Natur nach aber nicht ganz aufgeklärte Beziehungen getreten war, hetzte und schürte gegen den Wolkensteiner, wo sie konnte. Er durfte sich nicht weit von Hauenstein fortwagen, im dunklen Bannwalde am Schlern-

abhangen jedoch halte es wieder von fröhlichen Liedern, welche das Ehepaar auf seinen Jagden, bei Vogelsang und Alpenausflügen sang; aber selbst diese heimlichen Freuden hörten auf, als Friedrich alles Ernstes gegen die Bündner rüstete und zuvörderst gegen Hauenstein aufbrach. Obwohl der freistehende, in den Urzeiten wahrscheinlich vom Schlern abgestürzte Dolomitblock, auf dem die Burg ragte, fast unzugänglich war, fühlte sich Oswald dort doch nicht mehr so sicher, sondern eilte mit Margarethen nach dem festen Greifenstein an der Etsch, wohin sich auch seine Brüder Michael und Lienhardt geflüchtet hatten, und als sie nach vieler, arger Kriegsnoth in das vom Herzog inzwischen halb zerstörte Hauenstein zurückkehrten, gebar Margarethe ihren ersten Sohn Oswald II., den Stammvater der noch jetzt blühenden Grafen von Wolkenstein-Rodenegg.

Wenn nun auch dem Herzoge am 12. Mai 1418 vom Kaiser und den Reichsfürsten auf dem Konzil zu Konstanz aufgetragen wurde, »alles, was er Oswald von Wolkenstein abgenommen, zerbrochen und ausgebrannt hatte, demselben wiederzuerstatten und aufzubauen ohne Gefährde«, so war doch der Friede zwischen dem Landesherrn und dem Minnesänger nicht hergestellt, im Gegentheil, Friedrich verfolgte den abtrünnigen Freund jetzt fast noch leidenschaftlicher und fand in der Hausmannin eine gefällige Helferin. Es begann nun für Oswald eine qualvolle Zeit unerträglicher Winterabgeschiedenheit; der hoch über dem wild-

tosenden Fretscherbache aus dunkler Fichtennacht aufstrebende Hauenstein lag schutzlos da gegen die kläglich stöhnenden Stürme vom Schlern und von der Seiser Alpe; ohne Fusseisen durfte sich Niemand über die Schwelle wagen; auf den Zinnen des Schlosses liessen die Pfauen und in den Ställen die Saumthiere ihr misstönendes Geschrei vernehmen, das Rauschen des weitentfernten Eisacksang wie bittere Klage durch die dünnen Lüfte des Gebirges; Wochen und Monate vergingen, ohne dass sich eine menschliche Seele zeigte; nur selten stahl sich ein Getreuer aus dem allgemeinen Abfall herauf und brachte trübe Kunde. Der dichterische Traum hatte seinen Reiz verloren, Oswald fand kein Behagen mehr an dem reinen Winterduft der Berglandschaft und an dem Mondschein der klaren Christnächte; selbst die Frühlingsluft regte nur Gefühle der Sehnsucht in dem Verlassenen auf. In diesen Tagen der Noth war Margaretha seine Stütze; sie fand sich vortrefflich in seine Missstimmung und verstand es, sein Aufbrausen in liebevollster Weise zu dämpfen. Es sei im Grunde ein gutmüthig Ding »der Wolkensteiner-Zorn«, pflegte sie lächelnd zu sagen, aber dabei war sie nicht glücklich, und doch war dies alles erst der Beginn ihrer schweren Prüfungen. Wie schön hatte sich die Schwangauerin das Leben an ihres Oswalds Seite ausgemalt, und nun brachte jede Stunde eine Enttäuschung, aber sie litt schweigend und duldete lächelnd; ihr Gatte nannte sie nicht ohne Grund die »stolze Schwäbin«.

Der Streit um Hauenstein währte nun schon 53 Jahre und sein Ende war nicht abzusehen, da lud Sabine Hausmann den Jugendgeliebten im Oktober 1420 durch einen vertrauten Boten ein, zu ihr zu kommen und die Sache in Güte und Freundschaft beizulegen. Sabine verbrachte gerade die Zeit der Weinlese auf den Jägerschen Besitzungen in Tramin an der Etsch, wo an den steinigen, sonnendurchglühten Abhängen am Fusse des Gebirges einer der berühmtesten und feurigsten Etschthaler kocht. Und Oswald? Die erste Liebe war trotz Margarethen von geradezu unheimlicher Hartnäckigkeit und er gesteht selbst in späteren Jahren noch zu, dass er nie wieder auf Erden ein Weib gefunden, das »Hausmanns Frau, der süssen« geglichen hätte. Und so rührten sich in ihm die Erinnerungen an alte Zeiten, heimlich unter dem Vorgeben einer Wallfahrt verliess er sein Heim und seine kleinen Kinder und folgte dem lockenden Ruf — er betrog die Frau, die ihre Jugend für ihn geopfert und ohne Klage um ihn und mit ihm schon soviel gelitten hatte. Es war das Schlimmste, was Margarethen begegnen konnte. Als das Verhängniss hereinbrach, musste sie doch die Wahrheit durchschauen, dass nicht der Wunsch den Streit um Hauenstein zu schlichten allein ihn zur Fahrt nach Tramin bewogen hatte, sondern dass er das schöne, dämonische Weib, dessen Minne er genossen, nicht vergessen konnte.

Wie sich Oswald allein und waffenlos, mit klopfendem Herzen dem Hause näherte, in dem

er Sabinen wiedersehen sollte, brachen drei Männer aus der Jägerschen Sippe aus einem Hinterhalt hervor, schlugen den Wehrlosen halbtodt und schleppten ihn dann in einen ihnen gehörigen Thurm zu Enticlar bei Kurtatsch.

Der verspätete Abschluss, welchen nun der Roman des Minnesängers fand, war traurigster Art; die Hausmannin liess Oswald zum Willkommen mit eisernen Stangen und Ketten fesseln, an einer Stange aufhängen und so die Nacht hindurch schmachten. Wen erinnert das nicht an das Nibelungenlied?! Die mittelhochdeutschen Dichtungen waren damals überall genau gekannt, und ich glaube bestimmt, dass die Hausmannin mit dieser Behandlung des Ritters ein pikantes Gegenstück zu Brunhild und Gunther zu schaffen beabsichtigte, um ihren Freunden bei Hofe Stoff zum Lachen zu geben. Während Oswald so hing, trat Sabine vor ihn und forderte mit höhnischer Bezugnahme auf ihre einstige Liebe die Rückgabe von Hauenstein oder die Nachzahlung von 6000 Gulden, einer für jene Zeit ungeheueren Summe. Der Sänger, zum Tode erschöpft, versprach alles, aber das war keine Sicherheit für Sabinen; zudem darf man annehmen, dass sie im Einverständniss mit dem Herzog handelte; sie liess ihn also keineswegs frei, sondern hielt ihn in grausamster Haft und gefesselt mehrere Monate

»Dass ihr zulieb ich lang genug
Ein Kettelein von Golde trug,

Geheim am Arm, verborgen klug,
Das hat sie ganz vergessen.
Zur Kenntniss der Verschiedenheit
Und ihrer Liebenswürdigkeit
Ein Eisen von drei Finger breit
Hat seinen Platz besessen.«

Nur die deutsche Sagengeschichte, bemerkt der Innsbrucker Historiker Anton Noggler, der sich viel mit Oswald beschäftigt hat, liefert uns ähnliche Beispiele von weiblichen Scheusalen, wie uns in diesem Momente die hasserfüllte Furie entgegentritt. An Leib und Seele gebrochen wurde Oswald endlich dem Haupt der Sippe, Martin Jäger, der ein Bruder Sabinens und Pfleger der Starkenberger auf Schloss Vorst bei Meran war, übergeben und nach Vorst abgeführt, um hier in Sicherheit vor der Rache der Wolkensteiner die übermässigen Forderungen von dem Unglücklichen zu erpressen. Erst als Lienhard, Oswalds jüngster Bruder, einen Freund des Herzogs, den Probst Milauner von Neustift, aufhob und zur Auswechslung gegen Oswald anbot, zwang Friedrich die Jägerschen, indem er gleichsam Bürgschaft übernahm, ihr Opfer herauszugeben. Aber auch hier endete der Verrath noch nicht; Martin Jäger lieferte den Ritter an seinen Todfeind, den Herzog aus, der ihn wider alles Recht noch bis Ende 1423 festhielt. Und als Oswald endlich seine Freiheit wieder erlangt hatte, zog er hinkend an einer Krücke nach dem Eisackthal heim, sein rechter Fuss hatte durch den jahrelangen Zwang der Eisenbande gelitten.

Die Gefangenschaft hatte seine Gesundheit schwer geschädigt, aber die Leiden hatten klärend und reinigend auf den Wolkensteiner, in dem die Tugenden und Gebrechen seiner Zeit in hervorragender Weise verkörpert sind, gewirkt, sagt Noggler und fügt hinzu, dass Oswald selbst in seinen Gedichten das Ende seines »sündhaften Treibens« auf das Jahr 1421, den Beginn seiner ersten Gefangenschaft, ansetzt.

Sabine starb bald, nachdem Oswald die Freiheit wieder erlangt, eines plötzlichen Todes, und Oswald rief, als man ihm dies meldete, mit Thränen in den Augen: »Was sie mir Liebes und Leides gethan, wolle ihr Gott vergeben.«

Der gelehrte Benediktiner Beda Weber und nach ihm die meisten, welche über Oswald von Wolkenstein geschrieben haben, lassen nun Margarethen, von all dem Gram überwältigt, zusammenbrechen und sterben, ja, sie gehen noch weiter und trösten den unglücklichen Wittwer, indem sie ihm in einer Anna von Ems eine zweite Frau und seinen kleinen Kindern eine zweite Mutter geben; das ist nun zwar recht menschenfreundlich im Sinne der armen Waisen gedacht, aber die kleinen Wolkensteiner, sieben an der Zahl, hatten eine Stiefmutter, Gott sei Dank, nicht nöthig, Pater Ladurner hat nämlich vor einiger Zeit im gräflich Trappschen Archive zu Churburg eine undatirte Urkunde aufgefunden, welche gezeichnet ist: »Margareth von Wolkenstein, geborne von Schwanga, Her Oswald seligen Wittib« und Hans

Bösch theilt im »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit« unter anderem einen aus dem Wolkensteinischen Archive herrührenden Brief Margarethens mit, »gegeben zu Hauenstein am Freitag nach Frohnleichnam Anno 1445«, gerichtet an den »Edlen strengen Ritter, Heren Oswald von Wolkenstein, meinen lieben Gemahl.« Oswald war damals in Meran zum Landtag, wenige Wochen vor seinem Tode.

Das sind, meine ich hinreichende Beweise, dass Margaretha nicht unter den Leiden in den ersten Jahren ihrer Ehe zusammengebrochen ist, sondern noch lange gelebt hat und dass es ihr vergönnt war, nach vieler Trübsal ein ruhiges Alter an ihres Oswalds Seite in Wohlstand, Behagen und Ansehen zu verbringen. Aber soweit sind wir noch nicht.

Oswald war kaum frei geworden, so begann er sich schon wieder in Umtriebe gegen den Herzog einzulassen; er hatte eben auch nichts gelernt und auch nichts vergessen. Endlich kündigte er an, er wolle eine neue Kreuzfahrt nach Spanien unternehmen, was bei der grossen Gunst, in der er bei der Königin von Aragon stand, sehr glaubhaft war, seine Gegner bei Hofe meinten aber, er habe die Absicht, im Auftrage des Kaisers Sigismund, der den tirolischen Adel stets gegen den Herzog unterstützt hatte, nach Deutschland zu gehen, um die Fürsten am Rhein zu einem Einfall in Tirol zu bestimmen. Oswald verliess Hauenstein ganz heimlich, ohne zu ahnen,

dass an der Grenze auf ihn gefahndet werde: bei Wasserburg wurde er erkannt und nach dem Schlosse Vellenberg bei Innsbruck gebracht. Der Minnesänger fühlte sein letztes Stündlein schon gekommen, denn plötzlich fiel ihm die Erkenntniss schwer aufs Gewissen, dass er nun schon seit mehr als zehn Jahren zum Schaden des Landes eine höchst zweideutige Haltung eingenommen hatte. Auch seine Freunde fürchteten, dass er vor dem Zorn des Herzogs kaum zu retten sein werde, sie eilten nach Innsbruck, darunter sämtliche Wolkensteiner, und baten für Oswald. Friedrich hatte bei jeder Gelegenheit sein vornehmes Denken bewiesen, warum sollte er gegen den ehemaligen Freund, den er noch dazu als Dichter hochschätzte, unerbittlich bleiben, wenn es ihm nur gelang, den Missethäter unschädlich zu machen? Daraufhin zielten daher auch die Bedingungen, unter denen Oswald des Herzogs Verzeihung fand. Am 1. Mai 1427 musste Oswald Urfehde schwören und einen Kriegszug gegen die Hussiten versprechen; dem Martin Jäger aber musste er statt der geforderten 6000 Gulden 500 Dukaten zahlen und den widerrechtlich genommenen Grotthof bei Prösels zurückgeben. Damit endete auch der Streit um Hauenstein, nachdem er 60 Jahre gedauert hatte. Der Ritter erfüllte alle Bedingungen getreulich; er begleitete den Kaiser Sigismund auf dem Zuge gegen die Hussiten und gab noch etwas zu, indem er auch gegen die Türken mitging, um dann endlich 1434, müde und gebeugt, in die

schattige Waldeinsamkeit von Hauenstein zurück-
zukehren. Dort und auf Schloss Neuhaus bei
Taufers im Pusterthal hat er, inzwischen recht
fromm und gottergeben geworden, »seinen grossen
Lebensirrthum beweinen«, noch elf Jahre gehaust
und Marienlieder gedichtet.

»Ave mater, o Maria,
Pietatis tota pia,
Sine te non erat via,
Deploranti saeculo.«

Wie zärtlich Margarethe den greisen Mann
pflegte und um ihn besorgt war, zeigt der oben
erwähnte Brief; »schickt nach mir«, schreibt sie
ihm nach Meran, »so Ihr länger im Rath bleibet;
das will ich immer um Euch verdienen. Ich will
nun einmal ohne Euch nicht sein, es sei hier
oder anderswo.« Und zum Schluss des hoch-
interessanten Schriftstücks kommen die wichtigsten
Haushaltungs-Neuigkeiten, dass Frau Margaretha
zwei Ochsen und ein Pferd gekauft habe, dass der
Probst das Schmalz nicht haben wolle, ob sie es
nicht zum Verkauf nach Tramin schicken solle. —
»Ich weiss nichts anderes mehr«, schliesst sie, als
dass es sonst gut steht in Hauenstein. Und so
pflege Euch der Allmächtige Gott.«

Bald nach seiner Rückkehr aus Meran muss
Oswald sehr krank geworden sein; er litt an der
Wassersucht und man fand ihn Tag und Nacht
sitzend in seinem Stuhl, bis er am 2. August
1445 von seinen Leiden erlöst wurde. Er hatte
sich, als er 1409 nach Spanien zog, im Kreuzgang

des Doms zu Brixen einen herrlichen Denkstein setzen lassen, auf dem er in ganzer Figur in Kreuzritter-Rüstung mit fliegenderm Fähnlein zu sehen ist, wurde aber im Kloster Neustift zur letzten Ruhe gebettet; dort bezeichnete ein schöner Grabstein, auf welchem auch das Schwanenwappen Margarethens angebracht war, seine Ruhestätte, die aber später bei einem Umbau nicht gehörig in Acht genommen ward und in Verlust kam.

Oswald von Wolkenstein starb auf der Veste von Hauenstein, um die er so viel gelitten und die er so sehr geliebt hatte. Das Volk erzählt sich sogar, dass sein Geist sich nicht von der einsamen Waldburg trennen könne und in stillen Mondnächten soll man noch heut die klagenden Töne seiner Harfe von den öden Trümmern herabtönen hören. Auf diese Sage beziehen sich auch die Verse eines im Norden viel zu wenig bekannten tirolischen Dichters, Hermann von Gilm's, mit denen ich diese Blätter schliessen will:

»Willst Du allein in Hauensteins Ruinen
Die Harfe rühren? Darf Dich Niemand hören?
Willst Du Dir einen Epheukranz verdienen
Und harz'ge Thränen pressen aus den Föhren?

Nicht wollen wir Dein Ritterschwert, das scharfe —
Das Vaterland fleht Dich, das liedentwöhnte,
Oswald von Wolkenstein, um Deine Harfe,
Die liederreich durch diese Berge tönte.

Nimm einen Lorbeerkranz für Deinen Orden
Von Aragon: O schweige nicht mehr länger!
Seit jener Zeit ist alles anders worden,
Wir haben Thaten — aber keine Sänger!«



Karneid.

Zu Jochrim herrschten vor vielen, vielen Jahrhunderten drei Königinnen, von denen *Seeburg* die jüngste und schönste war; zu ihrem Schutze hielten sie drei starke Männer, Söhne eines Ritters und einer Riesin, selbst Riesen und gefürchtete Helden. Als der eine von ihnen, Fasolt, einmal in Gegenwart der Königinnen Herrn Dietrich von Bern besonders rühmte, ward Frau Seeburg von einer plötzlichen Sehnsucht erfasst, den kühnen Mann

zu sehen; da sprang *Ekke*, der jüngste der drei Brüder auf und versprach der Königin, ihr den Helden lebend oder todt nach Jochrim zu bringen. *Ekke* war noch nicht zwanzig Jahre alt, aber von ungeheurer Körperstärke. Seeburg schenkte dem Jüngling einen Ring, in welchem ihr und *Ekke's* Namen standen und legte ihm die goldene Brünne *Wolfdietrich's* an, die sie von dem Kloster, in dem dieser gestorben war, für 50,000 Mark gekauft hatte; als köstlichsten Lohn aber versprach sie ihm ihre Minne. Und so zog *Ekke* aus von Jochrim und kam nach Welsch-Bern, das wir heute Verona nennen. Er fragte nach dem Könige, und der alte Hildebrand erzählte ihm, dass Herr Dietrich gestern gen Tirol in den Tann geritten sei; finde ihn *Ekke* da nicht, so möge er sich wieder gen Bern wenden, und er, Hildebrand, wolle ihn bestehen. *Ekke* ging darauf an einem Tage so weit, bis er Tirol sah; auf einer Burg übernachtete er und strich dann im Gebirge umher, konnte aber den Berner lange nicht finden; Abends endlich traf er ihn, als er über einen schmalen Steg ging, unter einer Linde. Der junge Riese, pochend auf seine Stärke, auf die goldene Brünne und sein berühmtes Schwert »*Sachs*«, reizte den Helden lange, es kam zu einem harten Kampf und *Ekke* erlag.

Das erzählt uns das alte Heldenlied »*Ekken Ausfahrt*«; der schmale Steg aber soll das Thal sein, das im Osten der Stadt Bozen sich öffnet

und von dem Riesen Ekke, der dort seinen Tod gefunden hat, den Namen trägt. Bei dem Dorfe *Kardaun* treten die Berge, welche den weinreichen Bozener Boden umrahmen, eng zusammen; man blickt dort auf die phantastischen Zacken des Rosengartengebirges, unter denen auf stolzer Höhe die alte Burg *Karneid* ragt, nach zwei Seiten hin sowohl den Eingang zum *Eisackthal*, wie den zum *Eggenthal* bewacht und nach Westen die ganze herrliche Bozener Ebene beherrscht. Es sind die wildesten Felsenthäler, die hier dicht bei dem üppigsten Gartenlande sich aufthun, und dieser Gegensatz ist von wunderbarer Wirkung. Drohend stehen die himmelanstrebenden Felswände des Eggenthales einander gegenüber und lassen kaum Raum für den ungestüm daherbrausenden Wildbach, der uns frische Grüsse von den Dolomiten am Caressapass und von den dunklen Karrer Seen bringt; nur mühsam haben die Menschen dem festen Gestein eine schmale Strasse abgerungen, die, den Windungen des Thals folgend, südwärts nach Fassa führt — der »schmale Steg«, den Ekke gegangen, um den Berner zu suchen. Und wenn wir uns auf dieser Strasse umwenden, so erblicken wir in schwindelnder Höhe über uns *Karneid*, mit seinem Viereckthurm sich scharf von dem blauen Himmel abhebend, wie der Horst eines Adlers über den nackten Felsabstürzen thronend.

Mehr als fünfzehn Jahre sind verflossen, seit ich *Karneid* zum ersten Mal gesehen. Als

der Zug in Brenner hielt und ich das Coupéfenster herunterliess, um hinauszublicken, trieb mir ein scharfer, kalter Wind eine Unmasse wirbelnder Schneeflocken in's Gesicht. Hinter dem Kirchlein von Brenner stürzt der Eisack, der dort entspringt, in einem grossartigen Wasserfall über die Felsen hernieder, aber damals war von dem sonst so laut tobenden Gesellen nichts zu hören, der Frost hatte ihn in schimmernde Fesseln geschlagen und die ganze Schlucht war mit mächtigen weissen und bläulichen Eiszapfen gefüllt. In Gossensass hatte das Schneegestöber aufgehört und klarer Himmel wölbte sich über den blendend weissen Bergspitzen.

»Jetzt sind wir in Südtirol«, meinte einer meiner Reisegefährten schmunzelnd, »und bald sind wir in Bozen.« Die letzten Worte sagte er mit einer Betonung, als verspräche er mir das gelobte Land, aber der Wind blies mich, trotz des blauen Himmels, noch immer eisig an und ich traute der Verheissung wenig; es war Ende März und in meiner nordischen Heimat hatten an sonnigen Wiesenrändern schon vor acht Tagen die ersten verschämten Gänseblümchen geblüht, dann war jedoch der Nachwinter gekommen mit seiner zerstörenden Gewalt. — Inzwischen flogen wir weiter: Sterzing, Franzensfeste und selbst Brixen, die fromme Bischofsstadt, lagen noch ganz in Schnee gebettet; nur mehr eine Stunde bis Bozen, und da sollte es so ganz anders sein? Bei Azwang grüssten die

ersten Cypressen vom Bergeshang, dann wurde die Schlucht, durch welche der Eisack über Geröll und Steine schäumend dahinjagt, eng und schaurig, das »Teufelsloch« heisst die Gegend, endlich noch ein Tunnel und —

»Da sehen sie schon Karneid«, rief mein dicker Reisegefährte entzückt, »dort oben das Schloss — ah, da sollten Sie mal hinauf — die Aussicht!«

»Was kann man denn da oben Besonderes sehen?« meinte ich schon etwas verstimmt über diese endlose Begeisterung, doch der Andere lachte nur und sagte:

»Warten Sie noch ein paar Minuten, bis wir über die Feigenbrücke sind, da wo die ersten wilden Feigen wachsen.«

Zur Rechten rücken die zerrissenen Felswände noch einmal dicht heran, während zur Linken unterhalb der Burg Karneid das Dorf Kardaun erscheint, hinter welchem sich ein weiter düsterer Kessel, der Eingang zum Eggen-thale, öffnet. Nun rasselt der Zug über die Brücke, natürlich suche ich nach den wilden Feigen —

»Hier müssen Sie hinausschauen«, ruft mein Reisegefährte — o! da lag vor meinen Blicken ein Garten, wie ihn mein Auge noch nie bisher gesehen. Das Thal erweitert sich hier ganz plötzlich und der Eisack, der auf seiner Fahrt ein gar stattlicher Herr geworden ist, bricht mit seinen grünen, schaumgekrönten Wogen in den

Bozner Boden hinaus, der ganz mit Reben und edelsten Fruchtbäumen bedeckt ist. Die letzteren standen damals zumeist in voller Blüthe — aus dem kalten Schnee des Winters mit seinen unzähligen glitzernden Krystallen waren wir mit einem Schlage in den duftenden, weichen Blüthenschnee des Lenzes gekommen. O wie warm und golden schien hier die Sonne, und wie schimmerten im Westen die Massen des Mendelgebirges in südlichem Duft. Als ich zurückblickte, ragte am Bergeshang Karneid — ja, da oben musste es herrlich sein. —

Wie oft bin ich seitdem oben gewesen und habe hinabgeschaut in's Thal, in's Paradies von Südtirol. Im Vordergrund der Bozner Boden eingeengt von dem Kollernberge, der ganz mit grünen, prächtigen Wäldern bedeckt ist, und dem Oberbozner Berge, auf dem sich die berühmteste Sommerfrische der Gegend, das patrizische Oberbozen, unter uralten Linden versteckt; da sonnt sich zur Rechten das stattliche Rentsch, und darüber kocht an den steilen Hängen der feurige Magdalener und der edle Wein von Santa Justina. In der Tiefe taucht aus dem Rebengrün die Stadt Bozen empor; sie scheint mit ihren Nachbargemeinden Gries und Zwölfmalgrein in Eins zu verschmelzen und macht deshalb einen ganz grossstädtischen Eindruck. Im Hintergrunde schimmert die Etsch, welche sich unterhalb der malerischen Ruinen von Sigmundskron nach Süden wendet und den Eisack aufnimmt —

»Vom Brenner ziehn und von der Malser Haide
Eisack und Etsch ein Paradies entlang« —

dort geht's nach Meran, das zu Füßen der weithin sichtbaren Berge sich ausbreitet. Die Mendel schliesst mit ihren schroffen Dolomitwänden das reizvolle Landschaftsbild ab; sie baut sich massig und steil über dem reichbebauten Mittelgebirge von Ueberetsch, seinen Dörfern, Edelsitzen, Schlössern und Kapellen auf.

Karneid liegt auf einem schön vorspringenden Hügel, an welchem sich einst die altrömische Heerstrasse emporwand, um dann auf der Höhe über Völs und Kastelruth nach Trostburg und von da weiter nach dem Norden zu führen. Wie fast alle Schlösser am Eisack gehörte die Burg im Mittelalter den Welfen, welche in Bozen mächtige Grenzhut gegen Italien hielten. Im Jahre 1385 ging sie durch Kauf an die Herren *von Lichtenstein* über, welche aus Graubünden stammend, schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts als mächtige Dynasten im Vintschgau vorkommen. Sie waren, als Erzherzog *Friedrich von Oesterreich*, »Friedel mit der leeren Tasche«, die Alleinherrschaft in Tirol übernahm und seinen Kampf gegen den übermächtig und übermüthig gewordenen Adel durchführte, selbstverständlich seine erbittertsten Gegner, die beharrlichsten Kämpfer für ihre eingebildeten und missverstandenen Rechte, und liessen sich selbst durch Verluste und Leibesstrafen aller Art nicht abschrecken. Die Häupter des Geschlechtes waren damals *Hanns der*

Aeltere und *Wilhelm*, hochbejahrt, den Kampf herausfordernd und der erhaltenen Wunden froh. Galt es eine kecke Vorhut aufzustellen, so waren es stets die greisen Brüder, zu Allem bereit, unbekümmert um die Wahl ihrer Mittel zum Siege. Ihre unlandesfürstliche Gesinnung war dergestalt bekannt, dass der Ruf: »Ein Lichtensteiner« stets die grösste Unabhängigkeit dem Herzog gegenüber anzeigte. Ihre Söhne, in der Schule der Väter gebildet, waren verwegen bis auf's Aeusserste und alle drei gegen Herzog Friedrich's Neuerungen. Dieser machte aber wenig Umstände mit ihnen, denn als er mit den Adelsbündlern aufzuräumen begann, waren die Lichtensteiner die Ersten, denen er zu Leibe ging; 1409 zog er mit einem Heerhaufen vor Karneid, nahm die Veste im Sturm und führte die renitenten Edlen als Gefangene mit sich fort; er hielt sie auch fest, bis Oswald von Wolkenstein, der einäugige Minnesänger des Eisackthals, welcher die Seele des Adelsbundes und mit Wilhelm von Lichtenstein verschwägert war, sie durch Zahlung eines bedeutenden Lösegeldes befreite. Später sass Herr Wilhelm still auf Karneid und Herr Hanns noch stiller auf der romantischen Lamprechtsburg bei Bruneck als Pfleger des Fürsten von Görz. Wilhelm's Nachkommen erwarben auch den Runggelsstein bei Bozen, die freskenberühmte Vintlerburg an der Talfer, traten aber wenig mehr in die Oeffentlichkeit — ihre Macht und Bedeutung war gebrochen; wenn es ihnen zu heiss im Etsch-

lande wurde, gingen sie nach Welsberg in die Sommerfrische, das ist so ziemlich Alles, was man von ihnen weiss. 1760 starb Graf Anton von Lichtenstein als der Letzte seines Stammes, und Karneid fiel an die Stadt Bozen, die es 1848 an Anton von Goldegg verkaufte. Dieser liess die Burg herstellen, gab sie aber bald wieder aus den Händen, so dass wir sie heute im Besitze des bekannten Münchener Erzgiessers und Bildhauers Ferdinand von Miller sehen. Wer das Innere des Schlosses besucht, lasse sich ja den Raum zeigen, in welchem eine alte Holzwand einst als eine Art Fremdenbuch gedient zu haben scheint, und zwar haben sich die Besucher im 16. Jahrhundert meist durch Sinnsprüche verewigt, von denen ich einige, die noch zu entziffern sind, mittheilen will.

»Wan Ich hab was mich Erfreud
Was frag Ich dan nach ander Leut.«

»O Wehe dem ist,
der dem Wirth schuldig ist
Und nit waiss wo gelt ist.«

»Distl und Dorn stechen sehr
Aber eine falsche Zung noch vilmer.
Ich wollt lieber in Distl und Dorn
Paden wie von einer bössen Zung
sein beladen.«

»Gott Sicht Alles«

»Ich Thrau und Glaub
Stirbt der Herr nimb ich die Frau
Die Dirn thut den Reim umkehrn
Stirbt die Frau nimb ich den Herrn.«

»Junges Bluet, spar Dein Guet
Armuet in Alter Wehe thuet.«

»Ist Armuet ain Ehr
so bin ich der groeste Herr.

»Die Wahrheit ist gen Himmel geflogen
Die Treu ist über das Meer gezogen
Die Ghtigkeit ist vertrieben
Und die Untreu ist auf Welt geblieben.«

Unter dem Christus endlich steht:

»Herr Jesu Christ, Dein Lehn dies ist.
Du bist der ständig hier im Haus.
Die andern ziehen ein und aus.«

Nach Süden und von der luftigen Brücke, die über den Schlossgraben führt, blickt man in's Eggenthal hinab; und man kann sich nicht leicht etwas Schauerlicheres vorstellen, als diese düstere Schlucht, in welche die nackten Felsen fast senkrecht hinabstürzen, in der tief unten die Wasser des Wildbachs wie in einem ungeheuren Hexenkessel brodeln und brausen. Es ist der schroffste Gegensatz, den man sich denken kann: nach Westen die in südlichem Duft und üppigster Lebenslust prangende Ebene — hier der grausige Abgrund, in welchem nur die dem Felsen abgerungene Strasse und eine in malerischen Ruinen liegende, längst verlassene Mühle die Nähe der Menschen verräth.

Karneid hat in neuester Zeit einer unserer hervorragendsten Dichterinnen, der Gräfin Wickenburg-Almasy, den Stoff zu einer wundervollen Dichtung geliefert, die das gespenstische Pest-

reiten nach Weissenstein behandelt. Mit einer Sage aus grauer Heldenzeit haben diese Blätter begonnen, eine Sage, welche charakteristisch ist für das fromme Land Tirol möge sie schliessen.

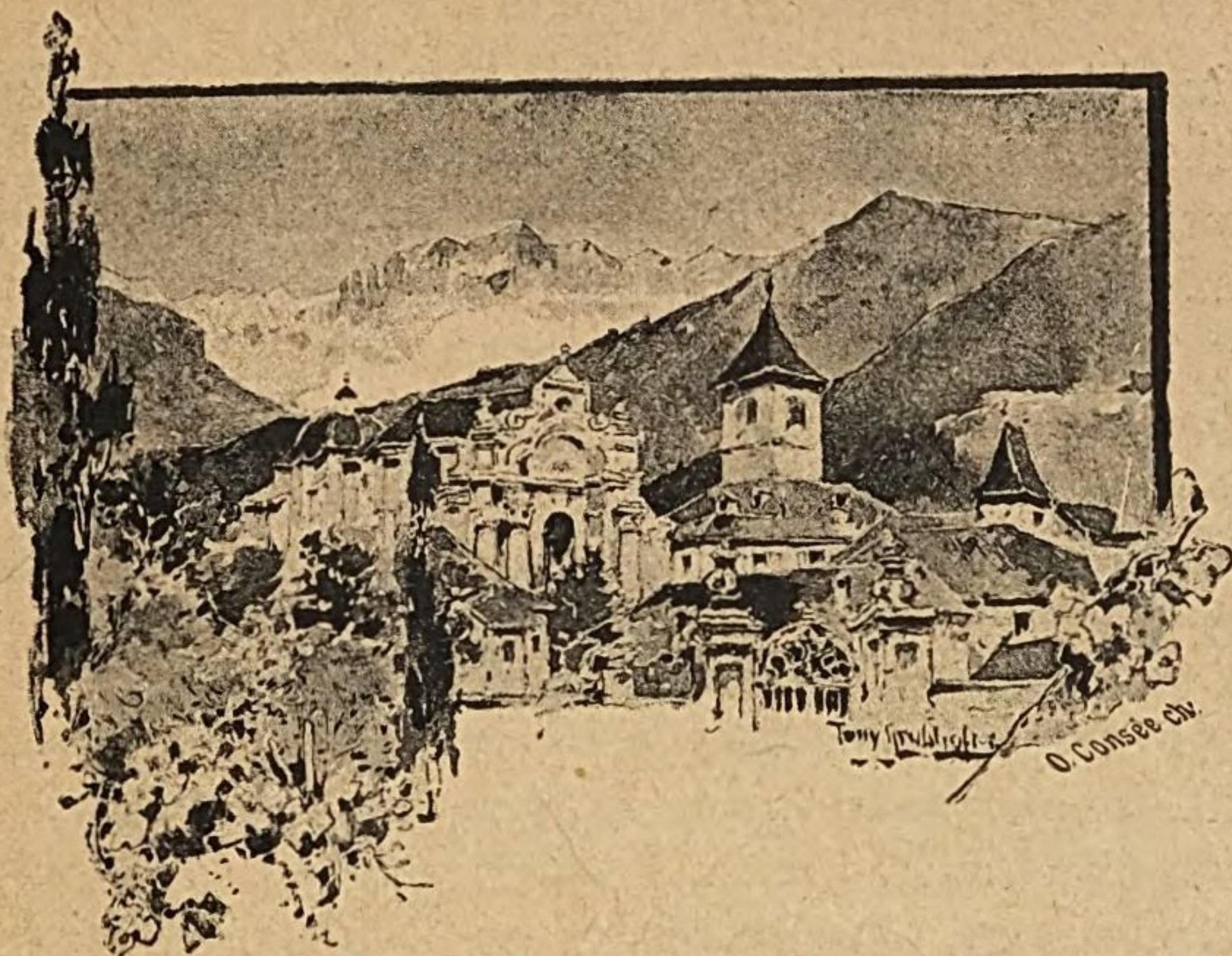
Die Pest wüthete im Lande und forderte unzählige Opfer; da half kein Glockenläuten, kein Messelesen, kein Bittgang, der Sensenmann rastete keinen Augenblick; in Bozen starben ganze Strassen aus, kein Haus ward ganz verschont. Die Lichtensteiner auf Karneid aber waren lebensfrohe junge Leute, sie wollten nicht sterben, und in heissem, flehenden Gebet, das die blasse Furcht ihnen vorsprach, lagen sie auf den Knien vor der Gottesmutter in der Burgkapelle und verlobten sich für den Fall, dass sie von der Seuche nicht ergriffen würden, zu einer Wallfahrt nach Weissenstein. Dort wohnt auf einsamer Bergeshöhe, bewacht von frommen, gastfreundlichen Mönchen, ein wunderthätiges Gnadenbild, und seit Jahrhunderten wallen die Menschen zu Tausenden und Abertausenden über den rauhen Pfad hinauf, um Hilfe oder Heilung oben zu finden. — Während nun im nahen Dorfe Karneid und unten in Kardaun der grösste Theil der Bevölkerung der Pest verfiel, blieb die Seuche der Burg und ihren Bewohnern ferne — das Gelöbniss hatte sie gerettet; als aber die Pest erloschen war und das Land sich langsam von dem schweren Schlage zu erholen begann, als der Lebensmuth wieder erwachte und mit ihm sich die Lust und Freude aus ihrem Versteck hervorstahlen, als eine reiche

Weinernte die Keller füllte und das feurige
Rebenblut des Etschlandes Vergessenheit brachte
all' der ausgestandenen Leiden und Todesnoth —
da vergassen die Herren von Lichtenstein auch
ihres Gelübdes und lebten in Saus und Braus
weiter. Doch nicht lange; wie ein dunkler
Schatten breitete es sich plötzlich über Karneid;
während die ganze Gegend gesund blieb und von
keinem der umliegenden Orte ein Krankheitsfall
gemeldet wurde, brach die Pest in aller Wuth
auf der Burg aus und raffte alle dahin, den jungen
Schlossherrn und sein schönes Weib, die Schaar
blühender Kinder und alles Gesinde. In der
Nacht darauf sprangen die Burgthore krachend
auf, die Todten mit schwarzen Mänteln angethan
mit ausgetrockneten Leibern auf fahlen Rossen
sitzend, sprengten durch die Lüfte empor, über
den Kollernberg nach Weissenstein —

Das rasselt und rauscht über Klipp' und Kluft
Das schwängert wie Pesthauch die schwülige Luft,
Das bleichet die Blume im Waldrevier,
Das tödtet im Fluge das Nachtgethier,
Den Berg hinunter, den Berg hinauf,
In wüstem Gewimmel der modernde Hauf
Und hohl aus den heiseren Kehlen zieht
Ein altes, ein heiliges Pilgerlied —

Nur weiter — dort ragts aus den Tannen grau
Das heilige Haus unserer lieben Frau! —

und sie stürmten durch die von selbst auffliegende
Kirchenthür bis vor das Gnadenbild, wo sie mit
grossem Gerassel zusammenbrachen, so dass die
Mönche am anderen Morgen nur ein Häuflein
schwarzer Gebeine fanden.



Bozen-Gries.

»Bozen!«

Wir kommen vom Brenner durch die wilden Schluchten des Eisackthals und plötzlich liegt es vor uns da im goldenen Licht südlicher Sonnen, im schwellenden Kranz duftiger Blüthen, mit denen ein linder Windhauch spielt, so dass es unter den Obstbäumen des Bozner Bodens von zarten, weissen Flocken wirbelt, wie bei einem lustigen Schneetreiben im nordischen Winter. Aus den blühenden Kronen empor taucht der zierlich

durchbrochene Thurm der Pfarrkirche und dahinter lagert das gewaltige Massiv der dolomitischen Mendel in bläulichem Dufte; wenn wir uns umwenden, so blickt das herrliche Rosengartengebirge auf uns nieder, das mit seinen silberschimmernden, phantastischen Zacken das wolkenlose Azurzelt über den lachenden Gefilden zu stützen scheint — wer das Bild so gesehen hat, vergisst es nicht mehr.

Schwarze Cypressen und breitwipflige Pinien gemahnen daran, dass der Winter hier kein streng Regiment mehr führt, Oliven und Granatbüsche gedeihen am sonnigen Bergesabhang, die kleine Opuntia mit ihren krongelben Blüthen überzieht das braune Porphyrgestein und die Paulownia imperialis sendet den süssen Duft ihrer unzähligen Glocken in ganzen Wolken nach allen Seiten — wir stehen an der Pforte Hesperiens, noch tönen jedoch um uns her die theuren Laute der Muttersprache, nur hin und wieder schlägt ein italienisches Wort an unser Ohr, aber aus den Kehlen des niederen Volkes im Gebiete der Sprachgrenze klingt es rauh und wenig melodisch. Wir sind in der *südlichsten deutschen Stadt*.

Bozen liegt mit dem benachbarten »Dorf« und Gries in den warmen Winkel gebettet, welchen der rauschende Eisack, die aus dem Sarnthal hervorstürmende Talfer und der Oberbozner Berg in der fruchtbaren Ebene, der grössten in ganz Tirol, bilden; vier berühmte Burgen bewachen es, Karneid, Runggelstein, Siegmunds-

kron und Küepach, aber auch ausserdem erheben sich allenthalben im Thal und an den Vorbergen Schlösser und Edelsitze, wie das malerische Sanct Anton, das trotz der üppigen Epheumrankung finster drohende Maretsch mit seiner tragischen Legende, Weggenstein, welches dem Deutschen Ritterorden gehört und das Kreisgericht beherbergt, Gerstburg hinter dem Toggenburgischen Garten, Hörtenberg im Besitze der Freiherren von Giovannelli, Prackenstein, Compill, Payersberg, Schroffenstein und mehrere andere.

Ich will weder die Stadt schildern, noch ihre Geschichte schreiben, so lockend diese Aufgabe auch wäre, denn Bozen hat eine reiche Vergangenheit, es war schon immer so bequem zu erreichen, wie heute, an der grossen Heerstrasse, die den Süden mit dem Norden verbindet; drum hat es auch oft ungebetene Gäste gesehen und mannigfaltige Kriegsnoth durchgemacht, der schlimmste Feind aber waren die Wasserfluthen und da will ich nur an den Herbst 1882 erinnern, wo die Stadt mit knapper Noth einem schweren Unheil entgangen ist — wer es mit durchgemacht hat, dem tönen wohl jetzt noch die klagenden Klänge der Sturmglocken, das schrille Alarmblasen der Feuer- und Wasserwehr, das dumpfe Donnern der empörten Wogen im Ohr. Trotz aller Erlebnisse *blühte* Bozen, denn seine Lage an dem Jahrhunderte hindurch wichtigsten Alpenwege war seiner Entwicklung bis in unsere Tage günstig und so sehen wir das

alte Pisonium der Römer im 16. und 17. Jahrhundert als eine stolze Handelsstadt, als den Stapelplatz für den ungeheuren Waarenverkehr von der Levante nach dem Norden. Aus jener Zeit stammt das Sprichwort:

Bolzano ricco

Trento bello

Rovereto fallito.

Bolzano ricco — nun wenn auch Bozen seine frühere Bedeutung für den Welthandel eingebüsst hat, so ist es doch noch immer eine wohlhabende Stadt, freilich bietet der umfangreiche Export von Wein und Früchten, dessen Mittelpunkt Bozen ist, bei Weitem keinen Ersatz für die Summen, welche, ehe die Bahnen gebaut worden sind, durch den langsamen Waaren- und Personenverkehr ins Land gebracht wurden und ganz Tirol bereichert haben; erst die Hebung des Fremden- und Touristenwesens soll diesen Ersatz schaffen und ist daher heute allgemeine Parole; man kann auch nicht leugnen, dass, wenn alle Kräfte sich zur Lösung dieser Frage einigen, dem Lande Tirol glänzende Zeiten wiederkehren würden. Schon jetzt sind gute Erfolge zu verzeichnen, und auch Bozen erfreut sich einer von Herbst zu Herbst steigenden Zahl von Touristen, während das benachbarte Gries gerade in den letzten Jahren einen hübschen Anlauf genommen hat, seinen Ruf als klimatischer Kurort in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Führt schon die allgemeine Reisezeit im Sommer eine Menge Fremder nach Bozen, so

beginnt doch die eigentliche Saison erst im September, wenn die herrlichen Früchte reifen und die Reben unter ihrer süßen Last sich biegen; jeder Zug der Südbahn führt von Norden Gäste herbei, welche Südtirol theils als Uebergangstation nach Italien betrachten, theils als Ausgangspunkt für unzählige der lohnendsten Bergpartien, zu denen sich die wunderbar klaren Herbsttage besonders eignen; da sind die Gassen und Plätze, die »Lauben« und die Talferbrücke, welche wegen des unvergleichlichen und in seiner Mannigfaltigkeit geradezu überwältigenden Panoramas von Niemandem verabsäumt wird, von Touristen und rothen Bäckers belebt, alle Hotels sind gefüllt und zuweilen herrscht ein wahrhaft internationales Treiben, wie es sich nur an einer solchen Völkerstrasse entwickeln kann. Aber nicht nur diese lauten, heitern Zugvögel kommen, auch stillere Gäste nahen, ziehen sich aber gleich nach Meran oder in das geschützte *Gries* zurück; es sind jene, welche dem rauhen Winter im Norden entfliehen und unter dem gesegneten Himmel dieses Landstriches, in seinem milden Klima Heilung und Kräftigung suchen.

Die Bozner Fläche gleicht einem weiten Garten, denn wo kein Haus, kein Hof steht, wuchert die Rebe und dazwischen ragt der Feigenbaum mit seinem schwellenden Laub und reift jene Unmasse edelster Früchte, welche den Namen Bozen besser als alle Geographiebücher verbreitet haben. Die Bozner Frühlirsche eröffnet den Reigen be-

reits Anfang Mai auf dem berühmten Obstplatz, dann kommen Aprikosen und Pfirsiche, Quitten, Melonen und Feigen, Mandeln und Kastanien, endlich aber Aepfel, Birnen und Trauben, die in vielen Tausenden von Körben und Körbchen über den Brenner und bis nach St. Petersburg verschickt werden. Und wer hat nicht schon von den Bozner Kanditen und Konserven gehört!? Bei dem ungeheuren Reichthum, den der Herbst bietet, war es naheliegend, sich speziell in Bozen mit einer rationellen Obstverwerthung zu befassen. Diesen Gedanken hat schon vor zwanzig Jahren die Firma *Josef Ringler's Söhne*, k. k. Hoflieferanten, deren Geschäft 1875 an die Aktien-Gesellschaft für Bereitung konservirter Früchte und Gemüse überging, aufgegriffen und in glänzender Weise durchgeführt. Uebrigens beschränkt sich die Produktion, welche sich von kleinen Anfängen zu einer achtunggebietenden Höhe entwickelt hat, nicht mehr auf Früchte allein, sondern begreift auch Gemüse- und Fleischkonserven in sich. Eine natürliche Folge dieser Ausdehnung war es, dass die Gesellschaft sich vor mehreren Jahren genöthigt sah, ein neues Fabrikgebäude zu errichten, welches, was Anlage und Einrichtung betrifft, die Bewunderung von Fachleuten und Laien erregt. Die vortrefflichen Erzeugnisse der Firma sind in deren Niederlage Laubengasse Nr. 7 zu haben — die kandirten Früchte, das Senfobst und das süsse Obst von Bozen sind, worauf ich besonders aufmerksam mache, eine Spezialität der alten Stadt

an Eisack und Talfer und besonders geeignet, den Lieben daheim eine Freude damit zu bereiten.

Der *Kurort Gries* wird von Bozen nur durch den wilden Gebirgsbach Talfer getrennt, längs dessen breitem Schotterbette die mächtige Wassermauer fast eine halbe Stunde hinaufführt, die Stadt gegen ein plötzliches Hereinbrechen der Fluthen schützt und einen prächtigen Spaziergang bildet. Wenn man dann die Talfer am Ende der Wassermauer bei dem Schlosse St. Anton überschreitet, erblickt man ganz hinten im nördlichsten Winkel das sagenumrauschte Runggelsstein am Eingange zum Sarnthale unter den weitläufigen Ruinen des Sarnerschlosses; doch unser Weg wendet sich am anderen Ufer zurück, an dem steinigen Talferbett entlang, vorüber an den malerischsten Höfen, die von Epheu umrankt unter breitästigen Edelkastanien liegen; wir lassen den aus des Drusus Zeit stammenden »gescheibten Thurm«, sowie den von der Höhe durch eine wilde Schlucht herniederbrausenden Wasserfall des Jenesierbaches zur Rechten und stehen nach kurzer Wanderung durch hübsche Anlagen und Weingärten vor dem grossartigen, in gefälligem Schweizerstyl aufgeführten *Hotel Austria*, in welchem der jetzige deutsche Kaiser mit seiner Familie den Herbst 1884 verbracht hat. Als ich diesen Spaziergang zum ersten Male unternahm, war es Winter am ersten Weihnachtstag 1882, und als ich bei »Austria« anlangte, breitete sich vor dem lang hingestreckten, graziösen Bau ein weites Beet

blühender Rosen aus, nicht etwa spärliche Reste, die der Winter vom Herbste geerbt, nein, wie im Frühlinge hingen die hellen, duftenden Monatsrosen zu Hunderten im rothbraunen jungen Laube; dahinter erhoben sich mannshohe Hecken von Rosenlorbeer mit bereits weisslich schimmernden Knospendolden überschüttet, und dazwischen ragten die glänzenden Blütenbüschel von Prairiegras; ganze Wände von immergrünem Evonymus begrenzten die Wege und an einer Säule der Villa erhob sich fast haushoch ein Eucalyptus mit seinen silbergrauen Blättern.

Nur ein Nordländer, der das Christfest nicht anders als mit Schnee und Eis zu feiern gewöhnt ist, kann begreifen, was ich empfand, als ich mir dort heimlich eine Rosenknospe abbrach. Ja, es ist ein glückliches Fleckchen Erde, das den Winter kaum kennt, doch nein, eine solche Bemerkung könnte die falsche Vorstellung leicht bestärken, die man sich vielfach von den südtirolischen Winterkurorten im Auslande macht, um dann hier angelangt, beim ersten Schneefall gründlich enttäuscht zu werden. Ein bekannter Wiener Arzt hat kürzlich mehrere Briefe über klimatische Winterkurorte veröffentlicht, welche den Zweck hatten, solche Vorstellungen auf ihr richtiges Mass zurückzuführen, und es dürfte manch' einen die darin konstatirte Thatsache bass gewundert haben, dass es auch in Sorrent und auf Sizilien zuweilen schneit und recht unfreundlich kalt sein kann. Trefflich charakterisirt wurde das südtirolische

Klima durch die kurze Bemerkung: »Oktobernächte, Dezembermorgen und Maitage«.

»Gries ist«, sagt der Kurarzt Dr. Höffinger, »ein Sonnen-Luft-Kurort ersten Ranges, denn wie die meteorologischen Beobachtungen ergeben, sind die Hauptvorzüge seines Klimas in der Wintersaison folgende: Ziemlich konstanter, hoher Luftdruck, mittlere Monatstemperatur von $+ 3,5^{\circ}$ Minimum bis $+ 15^{\circ}$ C. Maximum des Mittags, relative Feuchtigkeit von 63 bis 75 % im Monatsmittel, minimale Bewölkung, fast absoluter Windschutz. Tage mit Niederschlag 20, darunter vier mit Schnee, der aber niemals liegen bleibt. Die in Gries von der Sonne bis auf die Oberfläche der Erde herabgelangende Wärmemenge ist also ausserordentlich gross und da durch die kühlen Nächte und die Trockenheit der Luft die Wolkenbildung äusserst gering und selten ist, so findet diese Wärmezufuhr täglich viele Stunden lang ungehindert statt, erhitzt natürlich die ruhende Luft, noch mehr aber die festen dunklen Körper, die Humusschichten des Erdbodens, die Felsen, die Mauern etc., welche alle wieder einen grossen Theil ihrer Wärme in die Luft zurückstrahlen. Dadurch wird aber die Lufttemperatur des Krankentags eine derartig hohe, dass selbst sehr empfindliche Kranke sich täglich viele Stunden lang in freier Luft ergehen oder auch ruhig sitzend aufhalten können, was sonst im 47. Grad nördlicher Breite nicht möglich ist.«

Hôtel Austria ist die bedeutendste der etwa zwanzig Villen, in denen in Gries Fremde Unterkunft finden, und wird wegen seiner schönen und vollkommen geschützten Lage, wegen seiner Bequemlichkeiten, seines Comforts und der nahen Anlagen von Kurgästen besonders bevorzugt. Neben dem Hôtel, hinter Villa Guntschna, beginnt die »Winterpromenade«, welche, wenn einmal bis hinaus zu der gothischen Kirche im Dorf Gries vollendet, einer der schönsten Spazierwege aller bekannten Winterkurorte sein wird; sie hat nicht das Meer, wie die Orte an der Riviera, auch keine Palmen wie Nizza, aber sie hat eine Aussicht, wie man sie nicht zum zweiten Male finden dürfte. Vom Oberbozner Berge, an dessen Fusse der feurige Magdalener kocht, angefangen, blickt man über die Schneezinnen des vom Zauber altdeutscher Heldensage verklärten Rosengartens hinweg zum Kollernberge, aus dessen Tannengrün zahlreiche Sommerfrischen hervorlugen und der schroff zur Etsch abfällt — dann das Etschland, das bisher mit seinen Farbentönen noch kein Maler wiederzugeben vermocht hat, mit seinen blauen Bergen und abgeschlossen durch den Trientiner Spitz. Rechts von der Etsch, die fernhin schimmert, der dunkel bewaldete Mittelberg, das weinreiche Ueberetsch und darüber die Mendel, die einen kräftiggefärbten Hintergrund für das üppig in Weingärten hingebettete, weit verstreute Dorf und das malerische Kloster Gries bildet. Zu Füßen hat man die lachendste Land-

schaft, stattliche Höfe und reiche Villen inmitten schöner Gärten, und das Alles in warmen südlichen Tönen, übergossen von einem goldigeren und strahlenderen Sonnenlichte, als man es anderswo findet. In den Felsen gesprengt führt diese Promenade sanft ansteigend an den schroffen, gelben Wänden dahin, an denen die Opuntien zu Tausenden wildwachsen, die Aloë im Freien überwintert und die Yucca alljährlich ihre mit unzähligen Glocken behangenen Blüthenscepter treibt. Rosen klettern in den Steinritzen empor und Stechpalmen umwuchern den Fuss des Felsens, an welchem die Vegetation keinen Moment er stirbt, denn hier rührt sich kein Lüftchen und selbst im kalten Monat Januar sitzen die Schwerkranken, so lange die Sonne scheint, im Freien.

Einige hundert Schritte entfernt von der Felswand, aber begünstigt durch die direkte Nachbarschaft des Kurhauses, etwas kleiner als Austria, aber ebenfalls elegant und namentlich sehr gemüthlich ist die *Pension Bellevue* mit ihrem immergrünen Garten und den zahlreichen von Glyzinien und japanischen Rosen umsponnenen Veranden und Balkonen. Bellevue, welches dem Besitzer des berühmten Hotels Toblach im Pustertale, Ueberbacher, gehört, ist in jüngster Zeit bedeutend erweitert worden und wird, da es den Vorzug billigerer Preise hat, sehr gerne zu längerem Aufenthalte gewählt. Der *Grieser Hof* ist bedeutend, liegt aber so weit ab von den Anlagen der Austria-promenade und so entfernt von der Stadt, dass

er für Kurgäste, die nicht ganz auf den Verkehr mit Bozen verzichten wollen, nicht zu empfehlen ist. Sehr bequem dagegen ist die Lage des *Hôtel Badl* direkt an der Talferbrücke, welches auch von einem gewissen historischen Interesse ist; wie eine neben dem Hausthore angebrachte Marmortafel besagt, gehörte das Badl einst dem berühmten Adjutanten Andreas Hofers, Eisenstecken, der sich Anno 9 um die Befreiung von Tirol verdient gemacht hat.

Gries hat als Kurort freilich noch manche Mängel, aber man arbeitet rastlos an ihrer Beseitigung; in den letzten fünf Jahren ist schon ungeheuer viel geschehen; eine Unzahl Villen ist entstanden, die schmalen Wege zwischen den Weingärten sind erweitert worden, die hohen Mauern, welche die Aussicht beschränkten oder ganz verhinderten, sind gefallen, überall laden Bänke zum Ausruhen ein, während dem Staub der Landstrasse mit allen möglichen Sprengmaschinen hart zu Leibe gegangen wird. Auch ein Kurhaus hat man gebaut, das, so verfehlt seine Anlage ist und so wenig es den Anforderungen des Geschmacks entspricht, doch eine dankenswerthe Gelegenheit für die Bewohner des weitläufigen Kurrayons bietet, sich zu treffen, während ein reichhaltiges Lesekabinet und die wöchentlich zweimal spielende Kurkapelle für Unterhaltung Sorge tragen. In Folge all dieser Fortschritte haben sich in Gries auch schon viele distinguirte Fremde angekauft und gegen-

wärtig geht auch das gräfliche Dichterpaar Wickenburg daran, sich eine Villa als ständiges Heim in diesem schönen Erdenwinkel zu bauen. Und da will ich mit den Versen schliessen, welche Graf *Albrecht Wickenburg* für das von Tony Grubhofer und mir zum Schlernhütten-Bazar am 27. Dezember 1883 zusammengestellte Festblatt beigetragen hat:

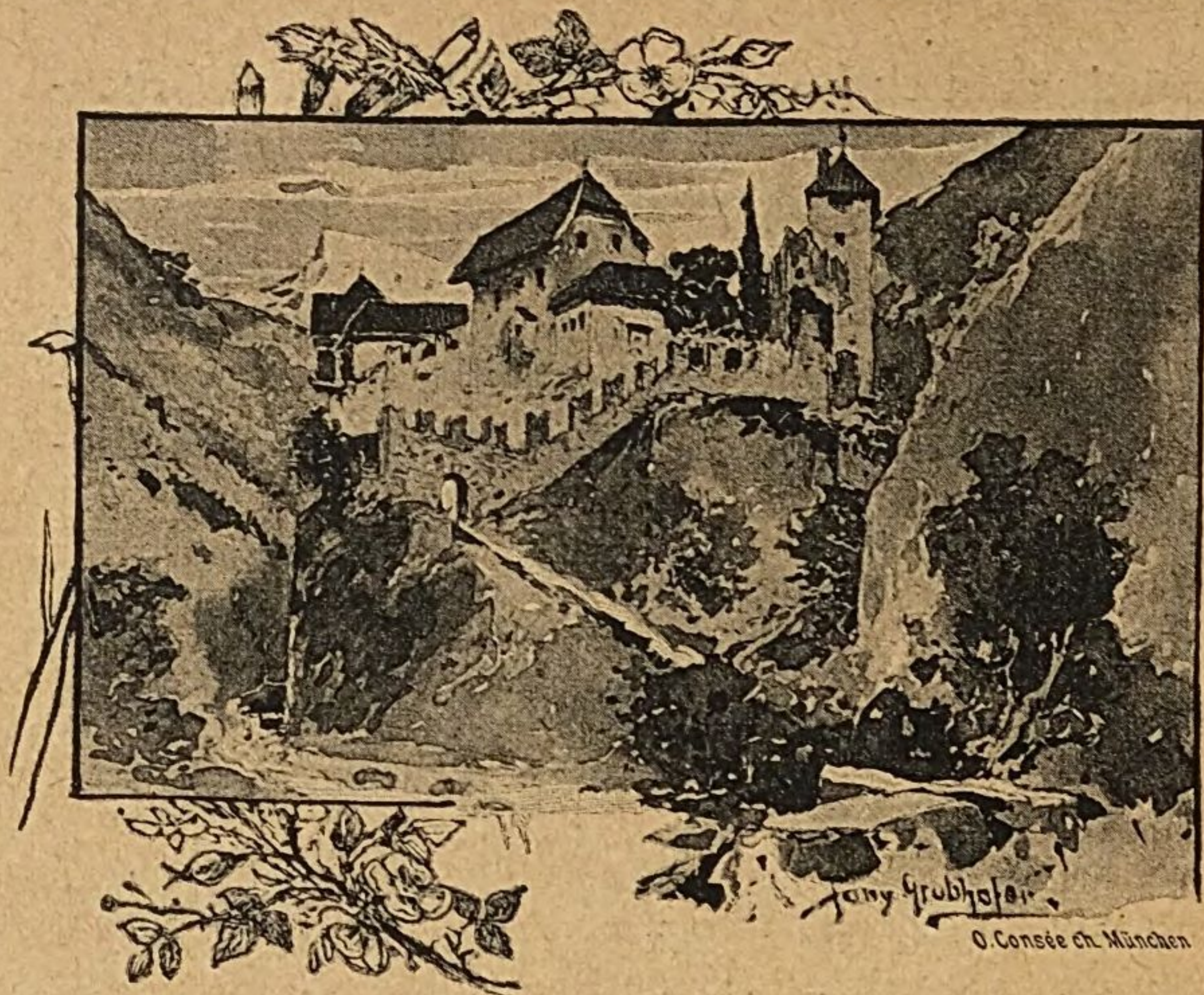
»Im Rebengrund, umragt von Bergesriesen,
Wie liegst du da, so sonnig und so wohl?
Dich hat zu hoch kein Dichter noch gepriesen,
Du schöne Grenzmark, Perle von Tirol!

Dort oben glüh'n im Schnee der Dolomiten
Allabendlich die Rosen des Laurin
Und rings erklingt's von Sagen und von Mythen,
Wo Etsch und Eisack ihre Bahnen zieh'n.

Hier wächst im Thale der edle »Bozenäre«,
D'ran sich Herr Walther einst gelabt so gern,
Und jeder Stein erzählt uns deutsche Märe
Von den Salurner Bergen bis zum Schlern.

So sei gesegnet denn und sei gepriesen
Auch für und für von deutschem Dichtermund
Und hüte treu mit deinen Bergesriesen
Deutschösterreich, du grüner Boznergrund!«





Runggelstein.

Es geht doch nichts über Erinnerungen aus jungen Jahren — da höre ich's noch, wie der lange Kaiserjäger-Lieutenant, der mein bester Freund war, die Karten für mich aufhob und sagte: »Schau, ich brauch' Dein Spiel nur anzurühren, und es ist gut!« — Er hatte fast ein Vierteljahr lang umsonst getrunken, und ich fast ebenso lange tagtäglich die Zeche für die ganze Gesellschaft zahlen müssen; und wirklich, er

hatte Recht, ich »fiel 'raus«, wie der Kunstdruck lautet, ich brauchte einmal nichts zu zahlen. Ich sehe es noch vor mir, das kleine Zimmer mit der alten Täfelung aus Zirbelholz, in welche gothische Flachornamente geschnitzt waren; besonders gefiel mir immer die niedere Thür mit dem Spitzbogen in der breiten Füllung und den riesigen Eisenbändern; links davon und in der Fensternische, in der unser Tisch stand, waren in den Mörtel grosse Wappen eingeritzt, und darüber erblickte man schwarz geschriebene Namen und gekrönte Monogramme. Das am besten erhaltene Wappen zeigte eine Weinrebe mit Blättern und zwei Trauben mit der Jahreszahl 1494: das Wappen der Rehwein, der lange Lieutenant meinte, heute müsse das »Wehwein« heissen, denn einen so schlechten Tropfen, wie auf der Burg zu *Rungelstein*, hätte er selten getrunken. Mir aber fiel der Vers aus Scheffel's prächtigem Rungelstein-Liede ein:

»— Und habe im feurigen Wein von Tramin
Des Vintler's Gedächtniss getrunken —«

Und durch den Sinn fuhr mir's, wo nur der Sänger des »Trompeters« den Traminer herbekommen haben mag?

Ja, ja, es war auf der alten Vintlerburg, wo wir unser Quodlibet spielten; und wenn es auch verlockend wäre, meine Leser in die Irrgänge dieses namentlich bei der jüngeren Generation in Tirol sehr beliebten Spieles einzuführen, so will ich doch lieber aus dem Scheffel'schen Liede weiter-

citiren, welches den Ruhm Runggelstein's zuerst in weitere Kreise getragen hat:

»Noch heute freut's mich, o Runggelstein,
Dass einstmals zu guter Stunden
In der Talfer felsenges Thal hinein
Zu dir den Weg ich gefunden. — — —
Wer immer ins sonnige Etschland fährt,
Halt' Einkehr in diesen Räumen,
Und ist ihm eine Isolde bescheert,
Mag er von ihr hier träumen.«

Nie gab es ein Bild, welches einem die holde Poesie vergangener Zeiten, gereinigt und geläutert von den Schlacken der brutalen Wirklichkeit, so nahe brachte, wie das alte, halb in Ruinen liegende Runggelstein. Und lange habe ich mich eines wehmüthigen Bedauerns nicht erwehren können, als ich die Vintlerburg auf ein Machtwort ihres jetzigen Herrn, des Kaisers, aus dem Schutt wieder erstehen sah; denn jener Zauber, der in den epheuumrankten Trümmern webte, ist seither gewichen.

Aber freilich, diese Wiedergeburt war nöthig, sollte dieses merkwürdigste kulturhistorische Denkmal in Tirol nicht ganz zugrunde gehen. Und so habe ich mich damit ausgesöhnt und bin dankbar dafür, dass dem Runggelstein noch rechtzeitig ein kunstsinniger Fürst als Retter erstanden ist.

In dem Winkel, wo der Jenesier und Oberbozner Berg eng zusammentretend die Bozner Ebene im Norden begrenzen, wo die Talfer aus dem engen Sarnthale tosend hervorbricht, erhebt

sich jetzt wieder ein prächtiger mittelalterlicher Hochsitz; aus der Schlucht emporwachsend, scheinbar Eins mit dem schroffen Phorphyr-felsen, der sie trägt, ragen die malerisch unregelmässigen ältesten Theile mit ihren hohen, rothbraunen Ziegeldächern über einer zinnen-gekrönten Vormauer; auch die Hauptmauer, welche diese Tracte untereinander und mit dem bergseitig emporstrebenden festen Wartthurm verbindet, trägt mächtige Zinnen, über welche die im Burghofe stehenden Laubbäume und Cypressen ins Thal hinausblicken. Auf gewundenen Wegen gelangt man in den mit Gestrüpp bewachsenen Vorhof. Hier geht es noch immer steil aufwärts bis zu dem eisenbeschlagenen Thor, über dem das Wappen der Grafen von *Lichtenstein* in verblassten Farben prangt. Man tritt ein, und gebannt bleibt sogleich der Blick an den merkwürdigen, überlebensgrossen Gestalten haften, die ungefüge und eckig die obere, auf drei Säulen ruhende Wand des Gebäudes, welches den Hof nach Norden abgrenzt, bedecken; das sind die »Triaden« von Runggelstein, ein Theil jener berühmten Fresken, um derentwillen alljährlich Tausende den rauhen Pfad bei Winterfrische und Sommergluth emporklimmen, seitdem Josef. von Görres zuerst auf die Kunstwerke aufmerksam gemacht. Es sind eigenthümliche Gebilde: immer zu Dreien, Helden, Fürsten, Riesen, Riesinnen, Sage und Geschichte in buntem Gemisch, aber auch die Minne fehlt nicht: drei berühmte Liebespaare,

deren Namen uns aufbewahrt sind, schliessen den Reigen.

Wenn man den Hof betritt, hat man zur Linken den »Palas«, der durch Wiederherstellung der nach zwei Seiten offenen Bogenhalle zu ebener Erde eine ganz andere Gestalt gewonnen hat. Ueber eine Aussentreppe gelangt man in den ersten Stock, in welchem sich das anfangs erwähnte, getäfelte Zimmerchen befindet, während das zweite Geschoss den sogenannten Badesaal, das dritte aber trefflich erhaltene Fresken enthält: die eine Wand ist ganz bedeckt mit der Darstellung eines Turniers, an welchem auch der durch sein Wappen kenntliche Burgherr Nikolaus der Vintler theilnimmt; zwei andere Bilder zeigen einen zierlichsteifen, höfischen Tanz und ein Ballspiel, beide für die Kulturgeschichte und für die Kostümkunde von grossem Interesse. Ueber dieselbe Treppe, die in den Palas führt, gelangt man auf den westlichen Wehrgang und über diesen auf die Galerie vor dem »Sommerhause« der Vintler, an dessen Vorderwand sich die »Triaden« befinden und in dessen Innerem die ganz bemalten Wände ein wunderbar buntes Bild geben von dem künstlerisch und geistig angeregten Leben, das den Ausgang des Mittelalters in Tirol verklärt hat.

Bevor man aber hier eintritt, geht man vom Wehrgang hinaus auf den Söller und lässt den Blick über die herrliche Landschaft schweifen, die sich weithin ausbreitet. Da ragt im Vorder-

grund das malerische Schloss St. Anton, und hinter ihm öffnet sich die reiche Ebene, von Etsch, Eisack und Talfer durchströmt, der Kurort Gries, ganz in Rebengrün gebettet, das Etschthal mit seinen blauen Bergen und an den mächtigen Steinwänden der Mendel Ueberetsch mit seinen Seen, Dörfern und Schlössern — ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit, und Alles von südlicher Sonne wie mit Gold überfluthet. Drüben jenseits der Talfer steigt der Jenesier Berg aus Rebgeländen und Kastaniengruppen empor, an seinem Fusse der uralte Drususthurm, auf stolzer Höhe die weitläufigen Ruinen des Sarnerschlosses.

Ach, das ist Alles so viel schöner als die berühmtesten Fresken! Aber man reisst sich doch endlich los und eilt über die Galerie durch die schmale niedrige Thür, über der das Vintlerwappen mit den Bärenpratzen inmitten der Triaden zu erblicken ist, zu Tristan und Isolden und zu Garel vom blühenden Thale. Ich will keine lange Schilderung der Fresken versuchen. Diejenigen des Tristan - Saales sind mit schwarzen Konturen und weissen Lichtern auf grünem Grunde gemalt und stellen die Geschichte des berühmten Liebespaares nach der Dichtung Gottfrieds von Strassburg in naivster Weise dar. Charakteristisch für diese Naivetät der Darstellung ist z. B., dass sich der Maler die Königin Isolde selbst im Bett nicht ohne Krone vorzustellen vermag. »Wir vergessen nicht«, schreibt darüber Hans von Vintler, ein später Abkömm-

ling des Geschlechts, »dass die Bilder, die wir da zu sehen bekommen, aus einer Zeit stammen, wo die Malerei selbst in Italien, dem vor Allem gesegneten Lande der Künste, die Kinderschuhe nicht abgelegt hatte; wir verzichten auf die Richtigkeit der Zeichnung und Perspektive und weiden uns lächelnd, aber ohne Spott, an der unsäglich unbeholfenen Naivetät, mit der uns die Scenen aus dem berausenden alten Liede von der Liebe in Erinnerung gebracht werden, dessen Dichter uns zuruft:

»Der Minne Knecht, der Minne Magd,
Ein Mann, ein Weib — ein Weib, ein Mann,
Tristan, Isold — Isold, Tristan.«

Ein Theil dieser werthvollen Schätze ist durch den Unverstand der Pächter des Runggelsteins verloren gegangen, ein anderer ist mit der äusseren Nordwand in die Talferschlucht hinabgestürzt. Die Fresken des westlichen Saales, welche die Sage vom Ritter Garel vom blühenden Thale nach der Dichtung von Pleier behandeln, sind einfach mit schwarzen Konturen auf gelblichem Grunde ausgeführt. Auch den König Artus mit seiner Tafelrunde kann man hier finden.

Nach Osten hin, da wo sich Runggelstein an den Oberbozner Berg anlehnt, schliessen den Hof die jetzt wieder hergestellten »Kaiserzimmer« ab, welche 1520 durch eine Pulverexplosion zerstört wurden und seitdem in Trümmern lagen. Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, der die Burg selbst besessen und sehr geliebt hat, hatte

diesen Flügel erbaut; er kam oft nach Runggelstein, wo er sein eigenes Zimmer, »das Stübel des gnädigen Herrn«, hatte, und verwendete grosse Summen für die Erhaltung der Wandgemälde. Von 1548 bis 1754 war Runggelstein dann im Besitze der Grafen von Lichtenstein, nach deren Aussterben sich die Regierung nicht mehr um die Burg kümmerte; schliesslich wurde die letztere zu dem Mensalgut der Fürstbischöfe von Trient geschlagen und verfiel immer mehr; von der Mensa kaufte sie der kunstsinnige *Erzherzog Johann* und von diesem ging sie auf den *Kaiser* über. Der neue Burgherr ordnete sofort die Restaurirung an. Und so sehen wir den Runggelstein jetzt in stolzer Pracht wiedererstanden, die schönste unter den Burgen des Etschlandes, ein herrlicher Sitz, werth des Fürsten, dem er diese neue Blüthe verdankt.

Und die *erste* Blüthe? Sie fällt zusammen mit der Glanzzeit eines berühmten tirolischen Adelsgeschlechtes: der *Vintler*.

Die *Vintler von Rungglstein zu Platsch* blühen in Tirol noch heute. Sie wurden, nachdem sie etwa um's Jahr 1000 nach Bozen gekommen, durch bürgerliches Gewerbe gross; denn Bozen war damals der Stapelplatz für den gesammten Waarenverkehr zwischen Deutschland und Italien, und die Vintler hatten einen ungeheueren Geschäftsbetrieb. Dazu lautete ihr Wahlspruch: »Wo kein Geld zu verdienen ist, hat ein Vintler nichts zu suchen«. Wenigstens theilt Engelhard Diet-

rich von Wolkenstein das in seinen geschichtlichen Notaten mit und fügt naiv hinzu: »Däucht mich nicht ganz fromm«. Beda Weber nimmt das auf und geht mit den grossen Bozner Handelsherren noch schlimmer ins Gericht, indem er das obige Motto wiedergibt und sagt: »Das gab ihrem ganzen Geschlechte etwas Kaufmännisches mit aller bürgerlich gemeinen Zuthat solcher Erwerbsleute. Sie liebten die Zurückgezogenheit zur Zeit des Sturmes; nur völlige Sicherheit lockte sie aus ihrem Versteck. Selbst ihr Stolz war plebejisch.«

Nikolaus der Vintler nun baute die alte Burg der Herren von Wanga aus, befestigte sie und liess sie mit den Fresken schmücken. Er war für die Erzherzoge Leopold, Albrecht, Wilhelm, Leopold den Jüngeren und Friedrich von Oesterreich von 1370 bis 1407 Amtmann im Innthale und an der Etsch und Finanzrath in allen Geldangelegenheiten. Man hat ihn den Hofbankier des fünfzehnten Jahrhunderts genannt. Alle Einkünfte des Landes gingen durch seine Hände, weshalb er auch den Titel eines Generalsteuereinnehmers führte, und durch Vorschüsse, die er den Landesherren machte, brachte er eine Anzahl von Herrschaften, Schlössern und Gerechtsamen als Pfänder an sich. Schliesslich wurde der Landesfürst ganz von ihm abhängig, und je ärmer die landesfürstliche Kasse, um so reicher wurde Vintler's Hausgut. Herr Nikolaus scheint in Folge dessen auch ein wenig

protzig geworden zu sein; denn wenn Herzog Friedrich ihn in Geschäften nothwendig zu sprechen hatte, verlangte Vintler, jener solle zu ihm nach Runggelstein kommen, da ihn nichts verpflichte, in Bozen zu erscheinen — und das Ende vom Liede war, dass Friedrich auch wirklich nach Runggelstein kam.

Wie Herzog Friedrich beim Antritt seiner Regierung von dem stolzen Geldmann abhing, zeigt die geschichtlich verbürgte Thatsache, dass ihn Vintler oft in den Wirthshäusern von Bozen loskaufen musste. So geschah es noch 1407, dass Friedrich auf einer Reise durch Bozen in einem Gasthause dortselbst nicht zahlen konnte. Der Wirth legte nach damaligem Rechte Beschlag auf seine Person, Dienerschaft und Rosse, und der Herzog sandte in seiner Noth einen Boten nach Runggelstein mit der demüthigen Bitte, Herr Nikolaus möchte ihn durch Leistung der schuldigen Zahlung aus der Haft entledigen. Zugleich war bedeutendes Gut aus Venedig für ihn angekommen, doch er konnte den Fuhrlohn nicht zahlen, und so wurde ihm die Fracht vorenthalten. Da erschien Vintler mit sechzehnhundert Dukaten und erlöste Friedrich — aber auf dem Tische, wo er das Geld aufzählte, liess er sich einträgliche Gefälle in Dürnholz dafür verschreiben. Vielleicht hat gerade dieser Fall den Herzog zu der Einsicht gebracht, dass ohne geordnete Finanzen eine feste Regierung im Lande nicht möglich sei. Daher forderte er bald darauf von dem

Generalsteuereinnehmer Rechenschaft über dessen Amtsverwaltung und ordnete gleichzeitig eine Revision der Pfandschaften an. Doch Jener ging nicht darauf ein, sondern schloss sich auf dem Runggelstein ein und erschien geraume Zeit hindurch nicht ausserhalb den Ringmauern seines Schlosses.

1409 trat der Vintler dann — allerdings halb gezwungen — dem mächtigen »Bunde an der Etsch« bei, der sich gegen den Herzog gebildet hatte. »Lasst nur,« schrieb damals Hans von Wolkenstein in einem Briefe an seinen Bruder, »des Vintler's Gut nicht dem Herzog, sonst sind wir verloren«. Friedrich aber wusste auch den Werth des Vintler'schen Gutes zu schätzen, darum begann er sogleich seinen Kampf mit dem renitenten Hofbankier; er zog vor Runggelstein und gewann die Veste im Sturme. Vintler floh nach Wien, um dort Klage über den Herzog zu führen, und Leopold von Oesterreich bewog denn auch seinen Vetter, auf einen Ausgleich einzugehen. Die Vintler erhielten einen Freibrief, dass sie unangefochten auf Runggelstein sitzen und frei im Lande umherwandern durften, unter der Bedingung, dass sie sich auf den Ruf des Herzogs in Bozen stellten. Und in dem schriftlichen Ausgleich erhielten sie fünftausend Ducaten, Runggelstein und die nicht pfandschaftlichen Güter ihres Hauses, dafür mussten sie alle landesfürstlichen Pfänder an den Herzog abtreten.

So wurde die Geldmacht der Vintler an der Etsch gebrochen, und Friedrich konnte nun an eine Ordnung der Finanzen in Tirol gehen; wie er dieselbe durchführte, beweist der Umstand, dass er, den man bisher spöttisch »Fritz mit der leeren Tasche« genannt, einen Schatz sammelte und seinem Sohne Sigismund Reichtümer hinterliess.

Nikolaus der Vintler sass 1410 wieder auf dem Runggelstein, aber er war ein gebrochener Mann; drei Jahre später (1413) starb er. Wenige wissen, welche Rolle er in der Geschichte des Landes gespielt hat, und wie mächtig dieser tirolische Fugger gewesen ist. Man kennt ihn im Grunde nur mehr als den kunstsinnigen Mann, welcher das Lied und die Harfe ehrte und uns die Fresken des Runggelsteins hinterlassen hat.

Nicht nur die Malerei hatte eine gastliche Freistätte an der Talfer gefunden: war doch der gelehrte Münchener Patrizier Heinz Sentlinger des Vintler's Caplan, Schreiber und Reimkünstler, mit dem zusammen ein Vetter des Burgherrn, Konrad von Vintler, eine ausgewählte grosse Bibliothek zusammenstellte, auf welche Herr Nikolaus nicht wenig stolz war.

Konrad, der übrigens von Einigen Franz genannt wird, nach neuesten Forschungen aber gar Hans geheissen haben soll, war eine stille, poetische Natur und betheiligte sich nicht an den Händeln seiner Verwandten; während die

Anderen stritten und turnirten, sass er in seiner einsamen Klause und brachte das didaktische Prosawerk des Tommaso Leoni: »Fiori di virtù« von 1320 in deutsche Reime, die unter dem Titel »Pluemen der tugent« 1486 gedruckt wurden — ein »Puechlein« nennt der bescheidene Dichter sein Werk, was jedoch nicht hindert, dass dasselbe nicht weniger als 10,172 Verse enthält. Und sehr moralisch ist er; den Ahnen-Hochmuth untüchtiger Adeliger hält er für verächtlich, Blut allein thut's bei ihm nicht; es unterscheidet sich, so meint er, in Nichts von dem des Bauern, das beweise jeder Aderlass; die »zaichen der rechten Edelkait« trügen Jene an sich:

»Die da haben freies Gemüthe
Und pflegen wahrer Mild' und Güte
Und Treu und Stäte im Herzen hegen
Und aller Bosheit steh'n entgegen,
Barmherzig sind und ohne Tücken,
Und abhold allen Raufboldstücken.« —

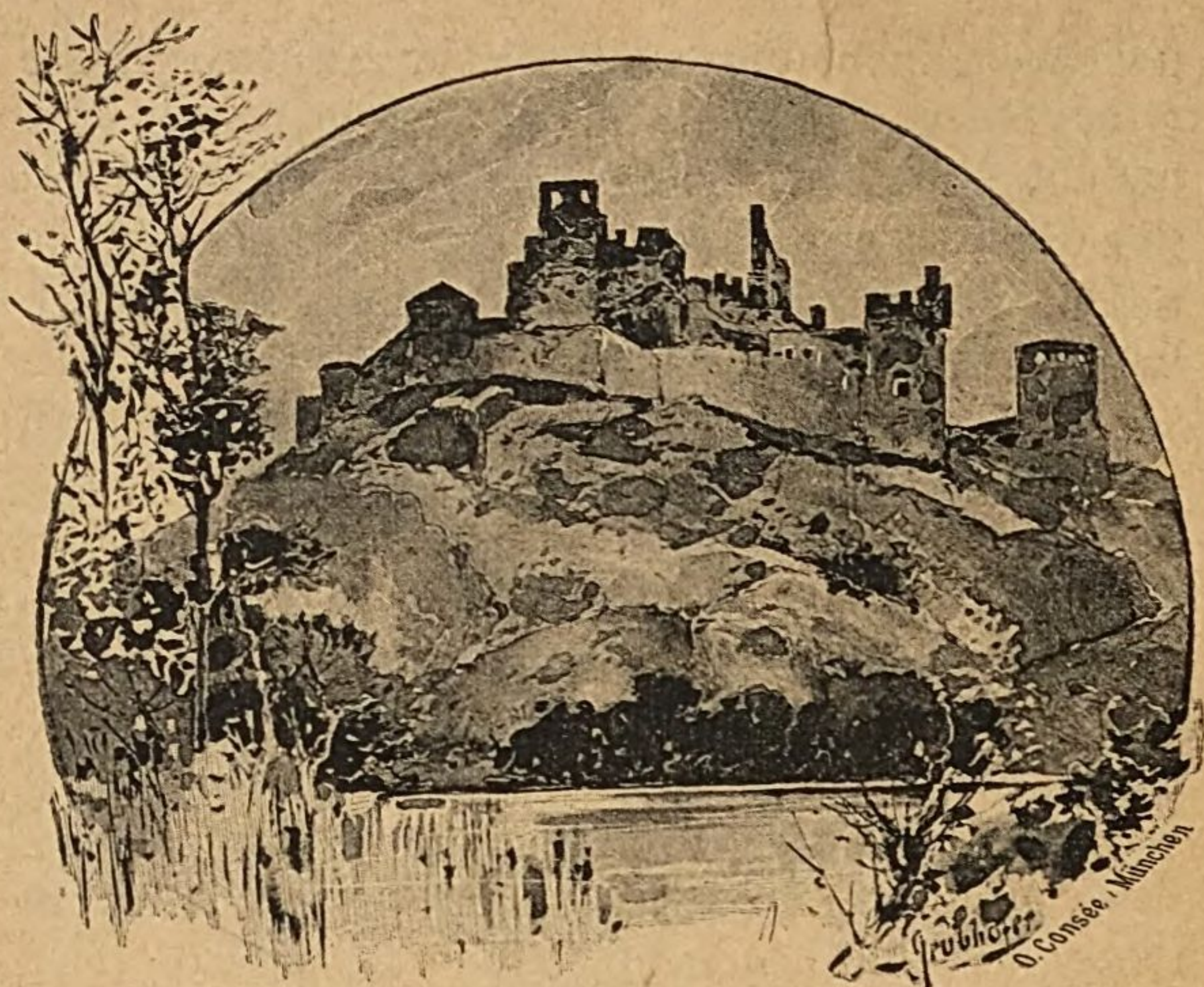
Ehe man die alte Sängerbürg verlässt, wirft man noch einen Blick in die offene Halle unterhalb der Triaden: da öffnet sich ein Fenster in's Sarnthal, und man schaut mit Grauen in den Abgrund, in welchen 1868 ein Theil des Sommerhauses mit dem morsch gewordenen Felsen abgestürzt ist. Weiter zurück liegt die reizende Ruine Ried in einer mit schattigen Edelkastanien bestandenen Einbuchtung des Berges,

und die grünen Wasser der Talfer rauschen frische
Grüsse empor.

Nicht wahr? Ich bin mit meiner Schilderung
flüchtig gewesen? Ja, ja, man müsste Bände
füllen, wenn man über Runggelstein ausführlich
werden wollte — drum:

»Wer immer ins sonnige Etschland fährt,
Halt' Einkehr in diesen Räumen!«





Sigmundskron.

Sie starb mit neunzehn Jahren und ihre letzten Worte waren: »Fi de la vie, qu'on ne m'en parle plus!« Sie hatte freilich eine Entschuldigung für so viel Pessimismus, die arme, junge Margarethe Stuart, sie war mit elf Jahren an den Dauphin Ludwig vermählt worden und als dieser König wurde, war er der Elfte seines Namens.

Als ich dieses »Fie de la vie« an einem prächtigen Frühlingsmorgen im Buchanan las, fiel

mir eine Versäumniss ein — war doch Margarethe Stuart die Schwester der poetischen Gemahlin *Sigismund's des Münzreichen* von Tirol gewesen, und da winkten durch das Fenster die stolzen Trümmer ihres Lieblingssitzes auf dem felsigen Vorsprung von Ueberetsch herüber; es war nur ein Spaziergang von Bozen bis dorthin, eine Stunde Wegs durch blumige Wiesen — also weg mit dem Buchanan, die Sonne leuchtete so golden am wolkenlosen Himmel, hinaus in den lachenden Lenz!

Den wildjagenden Eisack zur Linken, trat ich in die herrliche Ebene hinaus, die, eingefasst von grünen Bergen, dalag wie ein riesiger Garten; soweit das Auge reichte, glich die Fläche einem wogenden Blüthenmeere, und selbst von den Höhen hernieder grüssten die Mandelbäume wie ungeheure Rosensträusse. »Fi de la vie« — ach, hätte die arme Dauphine hier gelebt, hätte sie an der Seite ihrer Schwester Eleonora dieses Land beherrschen dürfen, sie hätte dieses hässliche Wort gewiss nicht gesagt! Man hat allerdings in Frankreich einen nicht minder schönen Frühling, und Eleonora ist, trotzdem sie im südtirolischen Paradiese lebte und herrschte, nicht sonderlich glücklich gewesen. Die trübe Weltanschauung mag im Blute der damaligen Stuart-Generation gelegen haben: war doch das ganze Geschlecht eines der unglücklichsten, das je eine Krone getragen, und die schottischen Königsdisteln waren ein stachlicht' Kraut. Aber man begreift einen

solchen Ausdruck am wenigsten, wenn die Natur rings umher ihre Reize in so wunderbarer Fülle entfaltet.

Da drüben, jenseits des Eisack, öffnet sich das untere Etschthal in seinem unbeschreiblichen Farbenzauber, vorn ragt Schloss Küepach im Föhren- und Kastaniengrün und dann immer heller und heller werdend und endlich in bläulichem Duft verschwimmend, Bergeshang nach Bergeshang bis zur Madrutter Wand, die bei Salurn steil zur Etsch abzufallen scheint. Im Westen lagert über dem Mittelgebirge von Ueberetsch der mächtige Steinwall der Mendel, im Norden sonnt sich der Kurort Gries am Fusse des Guntschnaerberges, auf den das waldige Haupt des »Hohen Alten« herabblickt, und im Osten starren die Zacken des Schlern- und Rosengartengebirges über dem Eisackthal und der üppigen Rebenfläche des Bozener Bodens empor.

Nach kurzem Wandern erreicht man ein lustiges Wäldchen, in welchem Rüstern und Birken, Eichen und Föhren bunt durcheinander wachsen, — dort muss man im Mai hingehen, wenn die Akazien blühen und der berauschende Duft von Millionen weisser Blüthentrauben darüber ruht. Durch die Wipfel aber winkt mein Ziel, eines der reizvollsten Bilder, das in dem an landschaftlichen Schönheiten so reichen Lande zu finden ist: Schloss *Sigmundskron*.

Wenn man das heutige Tirol, ob mit oder ohne Recht sei dahingestellt, ein »Bauernland«

nennt, so kann man das mittelalterliche Tirol vor allen andern Gegenden als ein Ritterland bezeichnen. Und nirgends diesseits oder jenseits des Brenners wird diese glänzendste Epoche der gefürsteten Grafschaft vor unserem geistigen Auge so lebendig, wie auf der Wanderung von Bozen nach Meran, durch den Gau, den auch Wolfgang Menzel den »burgenreichsten Deutschlands« nennt. Hier kann man sich ein Bild machen von dem adeligen Leben, das einst thalauf und nieder geherrscht hat; denn auf jedem Felsenvorsprung, auf jeder Anhöhe erzählt eine Burg oder ein Schloss davon —

»Doch die Dächer sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen d'rüber hin.«

Auch Sigmundskron ist nur mehr eine Ruine, aber eine der grossartigsten und schönsten weit und breit. Auf den mit Epheu umsponnenen Porphyrwänden, welche senkrecht aus den dunklen Fluthen der Etsch aufsteigen, ruht es wirklich wie eine Krone mit seinen gewaltigen Mauern und starken Rundthürmen.

Von Alters her Formigar genannt, stand die Burg schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Eigenthum der Bischöfe von Trient und gehütet von einem der ältesten Geschlechter Tirols, wurde sie demselben nachmals als Lehen vom Hochstift aufgetragen und gab ihm sogar seinen Namen; denn aus Formigar war nach und nach Furmian und hieraus Firmian entstanden.

Endlich verkauften die Firmian das Schloss an Sigismund den Münzreichen, der es als Sigmundskron zu neuem Glanze erstehen liess, und dessen Doppelwappen von Oesterreich und Tirol mit der habsburgischen Pfauenfederzier noch heut über dem Spitzbogen des Eingangsthores prangt.

An diesem Portale vorüber gelangt man auf einem gewundenen Pfade durch dichtes Eichen-gestrüpp, Farrenkraut und moosbewachsene Felsblöcke zu der Ruine, die einen ungeheuren Raum bedeckt. Die mächtigen Mauern sind ganz mit üppigem Epheu bewachsen, die Thürme, welche für eine Ewigkeit gebaut zu sein scheinen, sind allen Holz- und Balkenwerks entkleidet und ragen mit ihren nackten Wänden und leeren Fensterhöhlen düster und trotzig empor. Nirgends mehr eine Spur von der früheren Herrlichkeit. Sanft ansteigend kommt man dann innerhalb dieser Aussenwerke auf eine nach Norden schroff abfallende Felskuppe, auf der sich das ehemalige Herrschaftshaus erhebt, jetzt nur noch ein Gewirr von Thurmtrümmern und Schutt, aber mit einer unvergleichlichen Aussicht auf das sonnendurchglühte Thal mit Bozen und die fernen Dolomiten.

Von hier aus verschwendete Erzherzog Sigismund die Schätze des damals noch reichen Alpenlandes, denn der tirolische Hof überstrahlte unter ihm alle deutschen Fürstenhöfe jener Zeit. Hier war der Schauplatz der glänzendsten Feste, Jagden und Fischereien und hier ertönte es noch wie ein Nachhall des eben erst mit Oswald von Wolken-

stein zu Grabe getragenen Minnegesangs, denn des Herzogs Gemahlin Eleonore hatte als ein Erbtheil ihres Vaters die Liebe zur Musik und Dichtkunst überkommen. Ja, die Fürstin ist selbst schriftstellerisch thätig gewesen; vor nahezu vierhundert Jahren erschien zu Augsburg eine von ihr gefertigte Uebersetzung des französischen Romans »Pontus und Sidoni« in Druck. »Hie hebt sich an«, heisst es in der Einleitung dieses interessanten Denkmals tirolischen Geisteslebens im fünfzehnten Jahrhundert, »ein histori, daraus und davon man vil guter schöner lere und unterweisung und gleichnuss mag nemen, und besunder die jungen, so sy hören und vernemen die guttat und grosse ere und tugend, so ire eltern getan und an in gehabt haben. Welche histori die durchlechtig und hochgeporen Fraw Heleonora geporne Küniginn aus Schottenlande erzherzoginn zu Oesterreich löblich aus franzosiger zungen in teutsch getransferiret und gemacht hat, den durchleuchtigen hochgepornen Fürsten und Herren Sigmunder erzherzog zu österreich etc. iren eelichen gemahel zu lieb und volgefallen.«

Eleonorens Vater war Jakob I. von Schottland, jener König und Poet, den man sich nach seinen bis auf uns gekommenen Balladen und nach seinem komischen »Peblis on the play« so gut vorstellen könnte, wie den länderlosen König René von Neapel, bestrebt

»Sich eine schuldlos reine Welt zu gründen,
In dieser rauh barbar'schen Wirklichkeit.«

Aber so gut sollte es dem Enkel des von Macbeth ermordeten Banco nicht werden. Als Knabe von den Engländern gefangen genommen, wurde er zwanzig Jahre lang wider alles Recht festgehalten; endlich freigelassen, kehrte er nach Schottland heim und fand nach langem fast fruchtlosen Kampfe gegen den trotzigsten Adel und die im Lande herrschende Anarchie einen schmachvollen Tod durch Mörderhand. Im Kloster der Dominikaner bei Perth, wohin er sich mit seiner Gemahlin, der schönen, von ihm selbst in seiner Dichtung »The kings Quhair« gefeierten Johanna Beaufort, des Carl of Somerset Tochter, zurückgezogen hatte, spürten ihn die Sendlinge seines Oheims Athol auf; es kam zwischen dem Könige und dem gedungenen Mörder Graham zum Handgemenge, die Königin warf sich, um das Leben ihres Gemahls zu vertheidigen, dazwischen und brach, mit Wunden bedeckt, zusammen, sich selbst opfernd, ohne den Theuren retten zu können.

Das waren Eleonorens früheste Erinnerungen.

Nach dem fürchterlichen Tode des Vaters wurde ihr Bruder Jacob II., wenig älter als sie selbst, nämlich sieben Jahre alt, König. Als sie zur Jungfrau herangeblüht war, kamen nach Dunbar-Castle, wo Jakob gerade Hof hielt, drei deutsche Ritter aus Tirol, Parcival von Annenberg, Leonhard von Velseck und Ludwig von Landsee, und warben um sie für ihren Herrn, den Erzherzog Sigismund, Herzog von Tirol. Das war

im September 1448; und nach einigen Monaten fand die Vermählung statt.

Die Landschaften nördlich vom Brenner starrten noch in Schnee und Eis, als die junge Herzogin, solch' winterlichen Anblicks von ihrer nordischen Heimath her nicht ungewohnt, in Tirol anlangte. Schneestürme und grimme Kälte mögen ihre Reise über den Brenner gefährdet haben und selbst im Eisackthale, da, wo die Wasser südwärts fließen, war es noch rauh und kalt. Weiter führte der Weg durch die grause Felsenschlucht des Kuntersweges, die nicht ohne Gefährde überwunden wurde, jetzt aber öffnete sich die dunkle Klamm unterhalb des stolzen Schlosses Karneid, und da, wo die ersten wilden Feigen wachsen, dehnte sich vor dem erstaunten Blicke Eleonorens plötzlich ein Garten aus voll rosiger und weisser Blüthen im prangendsten Schmucke des Frühlings, überwölbt von einem herrlich blauen Himmel, beschienen von einer warmen strahlenden Sonne, begrenzt von dem in südlichem Dunste tiefblau erscheinenden Mandelgebirge. O, da mag dem jungen Königskinde das Herz aufgegangen sein, wie es noch heute jedem Nordländer höher schlägt, der zum erstenmal aus dem Winter in dies Frühlingsland kommt.

Und mehr noch, als das; nicht nur die Natur hatte sich zu ihrem Empfange geschmückt. Als Eleonore nach Bozen kam, wurde sie von dem reichen ertschländischen Adel begrüsst. Und nun begann von Bozen bis Meran für die neue

Landesfürstin ein Triumphzug von Schloss zu Schloss. Da sah sie die Festsäle mit Fresken geziert, welche Scenen aus den deutschen Heldenliedern zum Gegenstand hatten, und ritterliche Poeten begrüßten sie mit Liedern. So kam sie nach Meran, der damaligen Landeshauptstadt, und dort führte sie Sigismund in ein kleines Haus mit gezackten Gibeln und hohen, rothen Ziegeldächern, welches er ihr auf einem freien Platz hinter den bergseitigen Lauben hatte bauen lassen. Man nennt es heut die landesfürstliche Burg; aber es ist höchstens ein Edelsitz, kaum Platz bietend für eine Familie. Aus den kleinen Fenstern mit den runden Butzenscheiben blickte man in ein blühendes Gehege am Küchelberge, die Zimmer waren mit kunstvollem, dunklen Getäfel ausgerüstet und im Vorhof, um welchen ein gedeckter Gang lief, befanden sich an den Wänden Fresken, ähnlich denen auf dem Runggstein bei Bozen, es war Alles heimlich und wohnlich hergerichtet wie für die Flitterwochen. Und doch sollte Eleonore ihr Glück nicht finden, hier nicht und später nicht, als sie grossen Hof hielten in den vielen Schlössern, die Sigismund erbaut hatte, und die noch heut seinen Namen tragen, wie Sigmundslust bei Schwaz, Sigmundsried und Sigmundseck am oberen Inn und Sigmundsburg am Fern.

Erzherzog Sigismund, der Sohn Friedrich's mit der leeren Tasche, war damals wenig über zwanzig Jahre alt und von auffallender Schönheit; er

besass eine schlanke Gestalt, blondes Haar, das ihm auf die breiten Schultern herabwallte, und milde und zugleich geistreich blickende Augen. Seine körperliche Kraft und Gewandtheit waren so gross, dass er selbst die Stärksten im Lande im Ringkampfe zu Boden streckte; dabei lobte man vor Allem die Vorzüge seines Herzens, die herablassende Freundlichkeit und Güte. Sigismund liebte auch die Kunst und Wissenschaft und den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern. Aber diese vielen guten Eigenschaften wurden paralysirt durch eine unbeschreibliche Schwäche, durch Arbeitsscheu und Mangel an Thatkraft. »Das Glück verbündet sich gern mit den Schwachen, die seine Güter nicht zu verwerthen verstehen«, sagt Egger in seiner Geschichte von Tirol über den Erzherzog. »Noch keinem Landesfürsten waren die Verhältnisse in Tirol so günstig gewesen wie Sigismund; er brauchte keinen Krieg zu führen und nach der Beendigung des Streites mit dem Kardinal Nikolaus von Cusa störte ihn Niemand mehr im Besitze des Landes. Dabei konnte Tirol endlich seinen natürlichen Reichthum entfalten, Handel und Gewerbe blühten, denn die Etsch und den Eisack entlang zogen die Strassen, auf denen die Schätze der Levante nach Deutschland gebracht wurden; Bozen ward damals eine der ersten Handelsstädte der Welt — die Berge öffneten ihre Schachte und spendeten ihre Schätze in überraschender Fülle. Doch Erzherzog Sigismund war nicht der Mann, diese Hilfsquellen auszu-

beuten, er war zwar ein geistreicher und sehr liebenswürdiger Fürst, aber kein tüchtiger Fürst, er scheute die Regierungssorgen, liebte das ruhige Dasein, fand Gefallen an Pracht und Glanz und huldigte allen Freuden des Lebens, besonders ging ihm der Verkehr mit schönen Weibern ohne Auswahl über Alles — ihnen opferte er Geld und Gut, Macht und Ansehen und zuletzt sogar seine ganze Stellung.«

Diese Charakteristik genügt, um es erklärlich zu machen, dass Eleonore, die stolze schottische Königstochter, welche zweifellos auch den fürstlichen Ehrgeiz ihres Hauses und das Bewusstsein ihrer Würde besass, nicht glücklich war. Wir wollen nicht einmal glauben, was der päpstliche Geschichtsschreiber Aenäas Sylvius in der »Geschichte seiner Zeit« behauptet, Sigismund habe seine »heilige und weise« Frau unter strenger Wache eingeschlossen gehalten. Denn Pius II. war dem Herzog gegenüber nicht ganz unparteiisch, weil dieser seinen Kulturkampf mit Rom führte und den oben erwähnten Kardinal von Cusa lange Zeit gefangen gehalten hat. Aber es bedarf dieses Zeugnisses kaum. Die einfache historische That-222sache, dass Sigismund vierzig aussereheliche Söhne hatte, zeigt uns, dass das Schicksal Eleonorens trotz der fünfzig Ehrendamen, die ihr Gemahl ihr hielt, trotz des reichen Jahreseinkommens von zwanzigtausend Goldgulden kein beneidenswerthes war. Eleonore gebar dem Herzog einen Sohn, aber der Erbe von Tirol starb als Kind.

Rührend ist es, dass die von ihrem Gemahl so sehr vernachlässigte und vielfach gekränkte Fürstin sich gerade den Roman »Pontus und Sidonie« ausgesucht hat, um ihn zu übersetzen und ihrem Gatten zu widmen. Er handelt nämlich von der standhaften Liebe und Treue des Prinzen Pontus von Galizien, welcher nach vielen Heldenthaten und Abenteuern seine Braut Sidonie befreit und heirathet, gerade als sie von ihrem Vater, dem Könige von Britannien, gezwungen werden soll, einem Andern die Hand zu reichen. Die Herzogin hat sich gewiss auch sonst viel mit Poesie befasst; die deutsche Sprache, die sie erst in Tirol lernte, und das Italienische erschlossen ihr ja ein neues, bisher unbekanntes Gebiet herrlichster geistiger Genüsse; die Dichtungen Walthers von der Vogelweide, Hartmanns von der Aue, Gottfrieds von Strassburg und Wolframs von Eschenbach wurden damals mehr gelesen als heute, und Boccaccio war durch Steinhövel's Uebersetzungen besonders populär geworden. Da ihr Gemahl Männer der Wissenschaft gern in seine Nähe zog, hatte auch Eleonore Gelegenheit, mit solchen zu verkehren, und da scheint ihr der letzterwähnte Meister Steinhövel, damals Ulmer Stadtarzt, vorzüglich nahegestanden zu haben: er widmete ihr seine Uebersetzung von Boccaccio's »Buch von den berühmten Frauen«, die 1473 gedruckt wurde, und sagt in der Vorrede dazu von der Herzogin im schwülstigen Styl seiner Zeit, sie sei eine Marianna an Schönheit,

Minerva an Weisheit, Sulpitia an Ehrbarkeit, Lucretia an Keuschheit, Artemisia an ehelicher Treue und eine Arachne in weiblichen Handarbeiten.

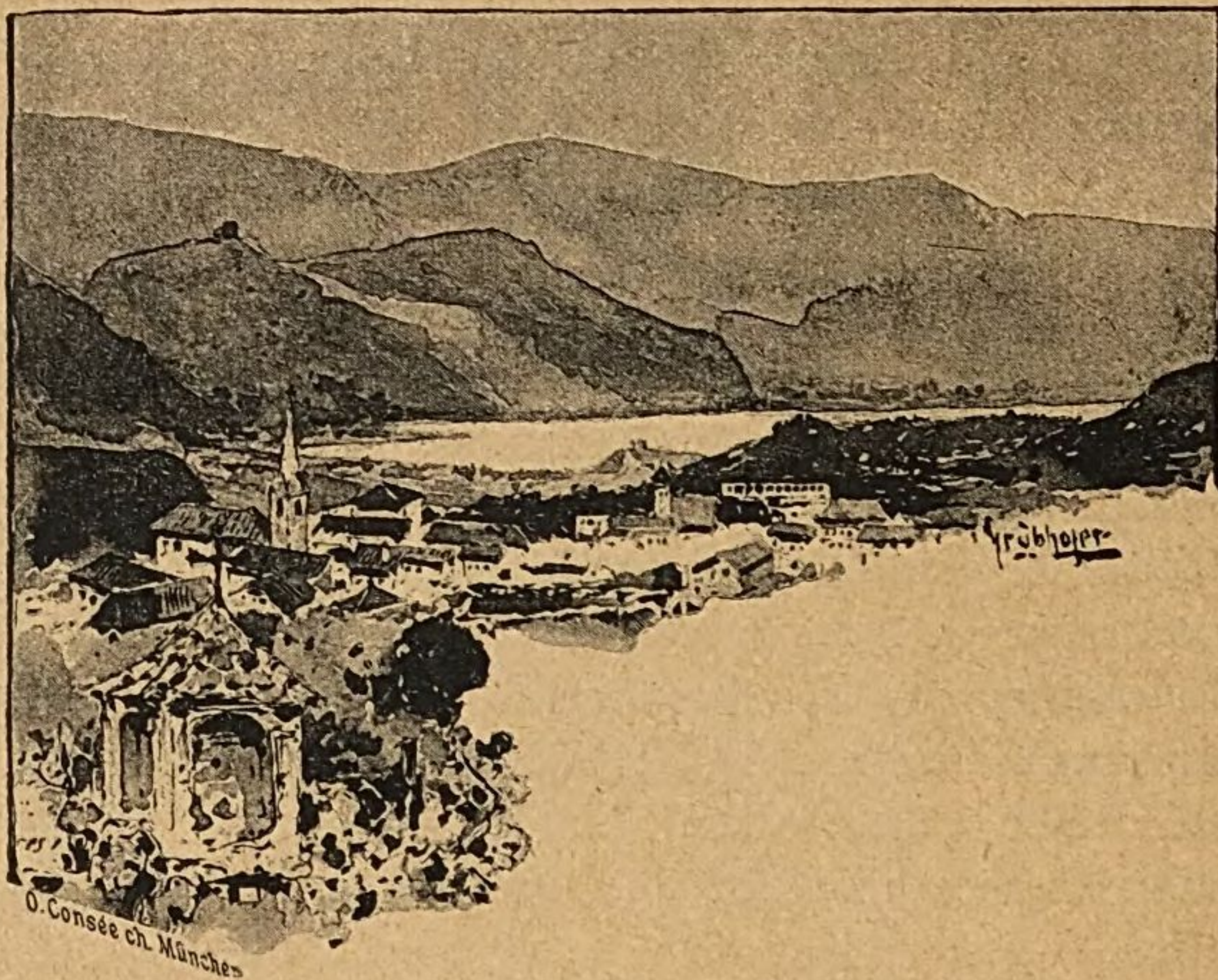
Eine Marianna an Schönheit! Wir müssen es dem alten Schmeichler glauben, denn die Mauerbilder in der landesfürstlichen Burg zu Meran, welche Eleonoren darstellen, lassen wenig mehr erkennen; diejenigen im Erker des Wohnzimmers sind nur noch bei künstlichem Lichte zu sehen, und auch die sich am Vogelfange vergnügende Dame in der Wanddekoration der Galerie lässt keine Vorstellung der Gesichtsbildung zu. In dieser Jagddame glaubt nämlich Schönherr die von ihren Zeitgenossen als eifrige und glückliche Jägerin gepriesene Erzherzogin erkennen zu sollen; — als weiteres Erkennungszeichen dient das rothe Kleid, welches die Edelfrau auf dem Bilde trägt. Denn nach einer noch existirenden Rechnung ihres Hofschneiders trug Eleonore »ein rothen guldein Rock oben um und um die Erbl mit Hermelin verbremt.«

Als die Herzogin 1480 gestorben war, blieb Sigismund vier Jahre lang Wittwer und vermählte sich dann mit Katharina, der sechzehnjährigen Tochter des Herzogs Albrecht von Sachsen. Auch diese Ehe blieb kinderlos, und der Erzherzog trat 1490, nachdem lange Zeit eine unwürdige Günstlingsherrschaft das Land geschädigt hatte, Tirol an seinen Vetter Max, den »letzten Ritter«, ab. So kam Tirol an die habsburgische Krone,

mit der es später für immer vereinigt werden sollte.

Sigmundskron ist seitdem verfallen und dient als Pulverdepot. Da, wo einst die reichen Jagdzüge des prächtigen Erzherzogs unter lustigem Hörnerschall zur Burg hinaufsprengten, marschirt jetzt die Kaiserjäger-Patrouille. Keine Laute, keine Harfe erklingt mehr, dafür übertönt das Pfeifen der Lokomotive recht prosaisch das Flüstern der Erlen und das Rauschen des Stromes — und dumpf rollen die schweren Lastwagen mit dem feurigen Traubenblut von Girlan und Kaltern über eine neue eiserne Etschbrücke — es ist Alles anders worden.





Kaltern.

Oft habe ich lange vor dem Bilde der Anna Katharina Emmerich in der neuen Pinakothek zu München gestanden, als könnte ich vielleicht das Geheimniss ergründen, das Gabriel Max da zu verkörpern gesucht hat — und als ich das Kloster der Tertiärinnen in Kaltern vor mehreren Jahren zum ersten Male besuchte, stand die »Nonne von Dülmen« plötzlich im Geist vor mir in ihrem weissen Nachtgewande,

mit dem blassen leidensvollen Gesicht und den wunderbaren Händen.

Ein Hinterstübchen bei den Schwestern des dritten Ordens hat einst eine Konkurrentin der westfälischen Seherin beherbergt, die »Jungfrau von Kaltern«, Maria von Mörl. Ich habe mir damals die Geschichte der seltsamen Heiligen erzählen lassen, sie ist die aller Ekstatischen: Krämpfe und Leiden aller Art, Ueberreiztheit der Nerven, Visionen und Stigmata. *Maria von Mörl* war am 15. Oktober 1812 als die Tochter des Josef von Mörl zu Sichelburg und Mühlen geboren; schon 1833 hatte sie europäische Berühmtheit erlangt, ihre Biographie erschien in allen Sprachen, und Kaltern war das Ziel unzähliger Wallfahrten. Staffler, welcher sie noch selbst gesehen hat, nennt sie eine ebenso liebe-liche wie verehrungswürdige Erscheinung und schreibt von ihr: »In die Mysterien unserer heiligen Religion, in die tiefste Anschauung des Leidens des Erlösers versunken, verliert sie alle Empfänglichkeit für die Sinnenwelt, sie scheint nur mehr ein geistiges Wesen. In diesem Zustande der Ekstase kniet sie auf ihrem Bette wie ein schwebender Engel, in weissem Kleide mit offenen Haaren in aufrechter Stellung, die grossen klaren Augen unbeweglich nach einem Punkte himmelwärts geheftet, die Hände unter dem Kinn gefaltet, ihre Miene ernstmild ohne Regung, ihr Angesicht ohne Farbe blass gleich einem zarten Wachsbilde. — Am ergreifendsten sind aber die

Szenen am Freitage, die sich durch ihre innige Theilnahme an dem Kreutode des Heilandes kundgeben. Um 3 Uhr Nachmittag wird ihr Herz von einer solchen Angst erfüllt, dass sie laut seufzt, schluchzt, versmachtet. Die halbgeöffneten Lippen werden aufgeworfen und blau gefärbt; das Haupt neigt sich, die Arme fallen, ein heftiger Schauer durchbebt sie, ihr Körper sinkt, regungslos und erblasst liegt sie gleich einer Leiche da.«

Ich will alle diese Dinge nicht in Abrede stellen, es giebt ja genug wissenschaftliche Erklärungen für solche Zustände, das Volk glaubte es selbstverständlich mit einer Heiligen zu thun zu haben und empfing die Prophezeiungen, mit denen sich die ekstatische Jungfrau nebenbei auch abgab, wie ein Evangelium. Lebt doch heut noch in Bozen eine Frau, die behauptet, die Leiden Christi durchzumachen, und welche, als sie kürzlich einmal als Zeugin in irgend einer belanglosen Angelegenheit vor Gericht zitirt worden war, die Vorladung dahin beantwortete, am Freitag könne sie nicht kommen, da müsse sie Blut schwitzen. Ein anderer Augenzeuge urtheilt über die Jungfrau von Kaltern etwas skeptischer. »Wer Maria Mörl«, — schreibt derselbe in der sehr viele bittere Wahrheiten für Tirol enthaltenden Broschüre »Aus dem Lande der Glaubenseinheit« — »wer Maria Mörl jemals in dem Zimmer gesehen, das sie im Tertiariinnenkloster bewohnte, der weiss, dass sie mit einem

weissen Gewande angethan war, ein volles, starkknochiges, aufgedunsenes, keineswegs geistreiches Gesicht hatte. Wenn man sie sehen wollte, musste man sich früher im Franziskanerkloster melden und wurde nur zur bestimmten Stunde eingelassen. Pater Capistran, ihr Beichtvater, trat vorher ein, und sobald man nach einiger Zeit in das Zimmer kam, sah man die Jungfrau, wie sie bereits über dem Bette schwebte. Es war dies ein somnambuler Zustand, wie er sich wissenschaftlich leicht erklären lässt, und durchaus kein Wunder ist, wie das abergläubische Volk meinte. Wenn man die schwebende Jungfrau in ihrem ekstatischen Zustande anrührte, war sie ganz steif, wie ohne Leben. Als die Geschichte ruchbar wurde, entstand in Tirol ein gewaltiger Lärm. Man strömte mit Kirchenfahnen und Kruzifixen nach Kaltern, um das Wunder zu sehen. Im Jahre 1833 sollen an 40,000 Menschen dort gewesen sein.«

Die Jungfrau hielt die fortgesetzte Ekstase ziemlich lange aus; sie starb am 11. Januar 1868. Zur Leichenfeier hatten sich in der festen Erwartung, dass ein Wunder geschehen werde, viele Tausende eingefunden, doch das Wunder blieb aus, trotzdem suchten Priester, wie Laien, Stücke von ihren Leintüchern und Kleidern als Reliquien zu erhalten.

Ich will hier keine Untersuchung über diese Erscheinung anstellen und habe sie auch nur so ausführlich erwähnt, weil sie dem Namen des

reizenden Marktfleckens Kaltern Jahrzehnte hindurch einen weit über Tirol hinausgehenden Ruf gemacht hat. Ich für meinen Theil hatte eine weit grössere Sympathie für die alte Rösslwirthin, die mit Ekstase und Hellseherei so wenig wie ich selbst zu thun hatte, die ich aber wegen der trefflichen Küche nach Verdienst und Würdigkeit schätzte; leider war diese Sympathie sehr einseitig, denn sie war gar nicht meine Freundin, und das hatte seinen guten Grund. Ich war noch nicht lange in Tirol, als einmal eine lustige Gesellschaft junger Leute ein »Valettl« im Rössl zu Kaltern feierte; am selben Tage war der Bischof zur Firmung dort eingetroffen, und gegenüber dem altberühmten Wirthshause flatterte eine mächtige Fahne mit dem Wappenschild des Marktes, einem Siedekessel — *caldarium*, aus dem der Name Kaltern entstanden ist. »Zu was ist denn der Kessel auf Eurer Fahne?« fragte einer der übermüthigen Burschen, und schlagfertig erwiderte die Alte: »Um fremde Stockfisch' drin zu sieden.« Dies Wort habe ich dann in der »Bozener Zeitung« mitgetheilt mit dem Bemerken, dass diese fremdenfreundliche Wirthin im Bädecker einen Extrastern verdiene, und das hat die Alte schrecklich giftet, sie hat mich deshalb sogar verklagen wollen. Mein Gott, ich war damals noch ein Neuling in Tirol und wusste nicht, dass dieser Abscheu vor allem Fremden ein altes Erbübel der Kalterer ist, denn das Fremde ist meist »luthrisch«, und mit den

Luthrischen kommt der Pastor in's Land wie in Meran, und der Pastor ist schlimmer, als der leibhaftige Antichrist, das hat der Pfarrer oft genug gesagt, und der muss es wissen. Im ganzen Lande heissen die Kalterer deshalb die »Herrgottskinder« — seit wann, erzählt uns eine Anekdote, die, wenn ich nicht irre, Josef von Görres in Verse gebracht hat: Ein Reisender sass einmal am Freitag bei einem Glase Kalterer See-Wein, als plötzlich ein kleines Glöckchen ertönte und die Leute ein Vaterunser beteten. Als der Fremde nach der Ursache fragte, bedeutete man ihm, das geschähe zur Erinnerung an die Todesstunde des Heilands. Der Reisende meinte darauf, es sei seltsam, dass man in Kaltern nur mit der kleinen Glocke läute, während anderwärts die grosse Glocke üblich sei, doch man entgegnete ihm, dass Jesus Christus kein Kalterer Bürger gewesen sei und man für Fremde nur die kleine Glocke läute. Auf diese Antwort hin soll der Reisende eine Summe Geldes deponirt haben, um dem Herrn das Bürgerrecht von Kaltern zu kaufen — seit der Zeit wird am Freitag auch in Kaltern die grosse Glocke geläutet, die Kalterer aber nennt man deshalb die »Herrgottskinder«.

Es ist sonderbar, während im ganzen übrigen Tirol die Erkenntniss zum Durchbruch gekommen ist, dass die Zukunft dieses wundervollen, aber armen Landes in der Hebung des Fremdenverkehrs liegt, während die Bewohner von Bozen

Alles aufbieten, die günstige Lage und das herrliche Klima des benachbarten Kurortes Gries auszunutzen, während selbst die Grieser Bauern nicht mehr einzig auf den heiligen Urban und eine gute Weinernte bauen, sondern sich bereits mit der Errichtung von Pensionen befassen, möchten sich die Kalterer unter dem Druck der »Baronischen«, so nennt man die Weinhandel treibenden Barone Dipauli, noch heute am liebsten hermetisch gegen die Welt abschliessen; haben sie sich doch anfänglich mit Leibeskräften gegen die Mendelstrasse gesträubt, weil dieselbe aus strategischen Gründen angelegt wurde; irgend Einer von den Baronischen hatte ihnen das gesagt und vorgeredet, dass das eine Militärstrasse werden sollte, dass dann immer Soldaten darauf hin- und hergehen und die Tugend ihrer Töchter gefährden würden. Jetzt, wo die Strasse fertig gestellt ist und der Gemeinde Eppan grossen Vortheil bringt, sind sie natürlich unglücklich darüber, dass diese schönste Gebirgsstrasse Oesterreichs nicht auch ihren wunderbaren Flecken berührt, sondern von St. Michael abgezweigt worden ist.

Und trotzdem bleibt Kaltern einer der reizendsten Orte von Tirol, das Rössl eines der besten Wirthshäuser der Welt und der Kalterer Seewein hat kaum seinesgleichen.

In dem Winkel, welchen die von Meran kommende Etsch im Südwesten von Bozen bildet, erhebt sich das Mittelgebirge von Ueberetsch,

welches mit den die Ruine Sigmundskron tragenden Steilwänden weit in die fruchtbare Bozener Ebene vorspringt und von der dann südwärts gewendeten Etsch durch den etwa 3 Stunden langen und nur 200 Meter hohen, dichtbewaldeten Mittelberg getrennt ist. Aus den Buchen, in deren schwarzem Schatten die von bemoosten Steinblöcken und üppigen Farrenwedeln umkränzten Montiggler Seen schlummern, tauchen die malerischen Ruinen der Laimburg und Leichtenburg empor; nach Westen aber steigen über dem mächtigen Porphyrsockel die fast senkrechten, zerklüfteten Wände der *Mendel* auf. Es ist ein herrliches Gebirge, dieser massige, dolomitische Wall, welcher sich bis zu einer Höhe von 1600 Metern erhebt und das paradiesische Etschland von dem weiten, mit Ortschaften und Schlössern ganz bedeckten Hochthale, das die Deutschen nicht ohne Berechtigung den Nonsberg nennen, scheidet. An ihren etwas sanfteren Ausläufern sind die Abhänge dicht mit Buchen und Eichen bekleidet, dann aber folgt röthlicher, von schauerlichen Wasserrunsen zerrissener Fels, in welchem nur vereinzelt verkümmerte Föhren Wurzel geschlagen haben, bis der Grat wieder Erdreich und Platz für prächtige alte Tannen und Fichten bietet.

Bis vor wenigen Jahren führte ein schmaler, schlechter Weg über diese Wand und war selbst für die kleinen Gebirgswagen nur schwer zu befahren; wer von Bozen nach dem Nonsberg

wollte, scheute deshalb den weiten Umweg über San Michele und Mezzolombardo nicht, oder zog eine Fusspartie vor. Jetzt aber existirt die neue prächtige Mendelstrasse, welche in riesigen Serpentinien durch die mit Edelkastanien bestandenen Trümmerhalden eines uralten Bergsturzes bis auf die Höhe von Matschatsch und dann immer an den Felswänden sich hinwindend langsam bis zum Pass 1450 Meter hoch steigt und endlich sanft abfallend mit dem Blick auf die Eisspitzen der Adamello- und Presanella-Gruppe und das weite Nonsberg nach Fondo führt.

Es gibt, soweit ich die Bergstrassen in den Alpen kenne, keine einzige, die sich mit der Mendelstrasse auch nur entfernt messen könnte; wohl möglich, dass die Stilsfer Jochstrasse, die durch das Ampezzothal, die über den Pass Rolle und in der Schweiz noch die eine und andere an Grossartigkeit der Szenerie voraus ist, aber diese wunderbare Vereinigung aller möglichen landschaftlichen Reize, wie wir sie bei der Mendel haben, dürfte sich sobald nicht wiederfinden lassen. Hier wirkt die Natur nicht durch endlose Schneefelder und ewiges Gletschereis, nein, hier ist neben den wild aufgethürmten Felsmassen Alles Leben und Lust, im Thal üppigste Fruchtbarkeit und schimmernde Flüsse, reiche Ortschaften und stolzragende Schlösser, unzählige Edelsitze und romantische Ruinen, einsame Höfe und idyllische Kirchlein, schattige Wälder und blinkende Seen — und das überragt von einem

Kranz schneeschimmernder Hochgipfel, vom zerklüfteten Ifinger begonnen über die Dolomitzacken des Schlern und Rosengarten hinweg bis zu den Bergen von Fleims und Val Sugana, die unbezwingliche Grenzhut halten gegen Italien.

Einem Fussgänger ist der Pfad an der Girlander Wasserleitung empor zu empfehlen, welcher zwischen den Schlössern Gandegg und Englar hindurch schnell und steil bis auf die erste Höhe führt. Zu beiden Seiten ist der moosige Waldgrund mit tausenden von duftenden Cyklamen bedeckt, stolze Farren erheben ihr grünes Gefieder zwischen den verstreuten Felsblöcken, gelber und blauer Eisenhut ragt hoch neben den rosigen Blüthendolden des Baldrian — hier athmet man auf. Da wo dieser Pfad, der später durch blumige Waldwiesen geht, die Strasse erreicht, hat Baron Andrä Dipauli von Kaltern sich eine reizende Villa gebaut, welche, von uralten Buchen beschattet, einen köstlichen Blick auf Kaltern und den See bietet. Dort beginnt die langsam ansteigende, den schroffen Mendelabhängen abgerungene Strassenlinie, welche man mit ihren durch die Sprengung entstandenen, weit herabreichenden weissen Schutthalden von Bozen aus sehen und verfolgen kann, bis sie mit den Schlussserpentinien im Buschwerk verschwindet. Die Aussicht wechselt fortwährend, wird aber am schönsten und umfassendsten an der letzten Windung der Strasse dicht unter dem Mendelpasse, wo man »den Garten von Südtirol« tief unter

sich ausgebreitet sieht; es ist ein einziges, unvergessliches Bild: zuerst Ueberetsch und hinter der Ruine Sigmundskron Bozen, der Bozener Boden durchzogen vom Eisack und darüber die hoch hinauf bebauten Vorberge mit Kirchen und Burgen an ihren Abhängen, mit Dörfern und Höfen auf dem Rücken und endlich die Schneeriesen des Hochgebirges.

Auf dem Passe sind seit Vollendung der Strasse eine Anzahl prächtiger Villen entstanden und binnen Kurzem dürfte das Mendelplateau zu den beliebtesten Sommerfrischen in Südtirol gehören, besonders da der comfortable *Mendelhof* zur angenehmen und kühlen Rast in dieser herrlichen Höhe einladet. Ist ein gutes Gasthaus schon an einem alltäglichen Wege für den Touristen von grossem Werthe, so wird es geradezu eine unschätzbare Wohlthat in einer so bedeutenden Höhe. Tirol hat mehrere sehr gute Hotels in berühmter Höhenlage, so *Toblach* im Pustertale, *San Martino di Castrozza* am Fusse des Cimon della Pala und das unvergleichliche *Madonna di Campiglio* im hinteren Rendenathal. Auch der Mendelhof bietet vortreffliche Unterkunft und ausgezeichnete Verpflegung, so dass ein längerer Aufenthalt auf der Mendel, welche man im Sommer durch tägliche Stellwagenfahrt leicht und billig erreichen kann, Jedermann anzurathen ist. O, wie schmeckt nach dem heissen Aufstieg ein guter Tropfen etschländischen Weines. Dicht bei dem Hause ist unter schattigen Föhren

ein köstlicher Platz, von dem aus man in's Nons-
thal blicken kann, über dem sich die herrlichen
Schneehäupter der Presanellagruppe aufbauen.

Zwischen dem Steinwall der Mendel und
den Wäldern des Mittelberges dehnt sich einer
der gesegnetsten Erdstriche aus, die üppig frucht-
bare Landschaft von Ueberetsch, auf welche wie
auf keine zweite am Etsch die Verse Hans
Hopfen's passen:

»Des Nordens Tann und Eichen messen
Sich mit des Südens Feigen und Cypressen,
Oel, Obst, Getreid' und Weinbau weit und breit.«

Nein, Oel noch nicht, nur als Zierstrauch
finden wir hier die Olive, die etwas südlicher im
Sarcathale schon ganz zu Hause ist — aber Feigen,
Edelkastanien und Wein in Hülle und Fülle;
Ueberetsch ist ein Lusthain von Reben und Obst,
übersät im buchstäblichen Sinne des Wortes mit
Schlössern und Edelhöfen.

Die beiden grossen Gemeinden sind *Kaltern*
und das aus St. Michael, St. Paul und dem
weinberühmten Girlan bestehende *Eppan*. Hier
herrschte bis in's vorige Jahrhundert hinein ein
Leben und Treiben, wie wir es uns heute kaum
mehr vorstellen können; in St. Michael reiht sich
ein adliger Hof an den andern, etwa 30 an Zahl,
und da, wo hinter der Gleifkapelle die letzten
Reben sich im schattigen Buchenwalde verlieren,
liegen allein sechs bemerkenswerthe Schlösser
dicht bei einander: das stattliche Freudenstein
der Grafen Lodron-Laterano, St. Valentin, dem

Grafen von Meran gehörig, Schulthaus oder Moos, der ehrwürdige Englar mit seinen riesigen gothischen Giebeln, und gleich daneben, an Waldesrand gelehnt, das stolze Gandegg der Grafen Khuen-Belasi. Gandegg heisst der weitläufige, stolze Bau — Ecke der Gand, denn unweit beginnt der ungeheure Bergsturz, welcher um's Jahr 1001 entstanden sein soll, als gigantische Massen verwitterten Porphyrgesteins sich von dem der Mendel vorgelagerten Gandberge abgelöst haben und zu Thale gestürzt sind. Die fruchtbare, ewig rege Phantasie des Volkes ist auch diesem Naturereigniss gegenüber nicht müssig geblieben und hat darum folgende Sage gewoben: Der Teufel traf einmal einen Bauern von Matschatsch, der in eine missliche Lage gerathen war, auf dem Gandberge und liess ihm mehrere hundert Thaler unter der Bedingung, dass er des Bauers Seele haben sollte, wenn das Geld nicht zu einer bestimmten Zeit an derselben Stelle auf der Höhe zurückgezahlt würde. Die Frist verstrich und der Bauer hatte nur eine ganz geringe Summe, die er dem Teufel zurückgeben konnte; er wechselte dieselbe in Kreuzthaler ein, begab sich damit zum Rendezvous, und er hatte sich nicht verrechnet, denn als der Teufel das Kreuzeszeichen auf dem Gelde erkannte, sah er sich überlistet; er zerschmetterte mit Wuthgeheul den Gipfel des Berges, stürzte ihn in die Tiefe und fuhr zur Hölle. — Seitdem liegt die Gand da, eine chaotische Steinwildniss; mächtige Fels-

trümmer sind wie von den himmelstürmenden Titanen aufeinander gethürmt, und mitten in diesem zerklüfteten Gewirr befinden sich in einer Mulde die *Eislöcher*, eine der sonderbarsten Erscheinungen, die man sich denken kann. Während ganz nahe, unter den glühenden Strahlen der etschländischen Sommersonne, der Most in den Trauben kocht, bildet sich hier an den rothbraunen Steinblöcken — Eis. In langen Zapfen hängen die glitzernden Krystalle an den scharfen Kanten der Felstrümmer, die theilweise ganz mit einer Eiskruste überzogen sind, während ein winterlich kalter Luftzug aus dem Innern der zwischen dem Gestein bestehenden Hohlräume hervorströmt — und unter dem Einflusse dieser kalten Luft, im Bereiche der durch sie erzeugten Gletschertemperatur, haben sich Kinder einer veritablen Hochalpen-Flora angesiedelt; im Mai und Juni kann man hier einige hundert Schritt von den Weingärten an St. Michael entfernt Alpenrosen pflücken, hier duftet der Speik, den sonst das Etschland nur vom Hörensagen kennt, und auf schlanken, behaarten Stengeln zittern die weissen Blüthen einer seltenen Steinbrechart. Erst wenn es in der ganzen Gegend heiss wird, beginnt die Eisbildung, welche am stärksten in den Monaten Juli und August ist, während sie im Winter fast ganz aufhört. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung sieht Noë nur in Verdunstung, begünstigt durch das Geröll der »Gand«, zwischen deren Millionen von übereinandergewor-

fenen Felsblöcken zahllose Zwischenräume, Lücken und Kanäle rasche Strömung der Luft befördern.

Eppan ist noch heute das Eldorado der Maler; früher war es aber auch das der Alterthums-sammler, denn bei dem Reichthum, der hier geherrscht und bei der hohen Vollendung, welche das tirolische Kunstgewerbe im 16. und 17. Jahrhundert in Anlehnung an die im nahen Italien blühende Renaissance erreicht hatte, ist es selbstverständlich, dass gerade hier sich eine Unsumme von Meisterwerken aller Art ansammelte — und fragen wir nun, wo sind sie hingekommen, diese Werke, welche geistig zeugend und befruchtend von Generation auf Generation fortwirken sollten? Das Nationalmuseum in München und die Ateliers der berühmten Münchener Künstler geben uns die Antwort, dort wie überhaupt in den Museen der Grossstädte finden wir sie wieder. Man hat sie eben verkauft, früher um einen Spottpreis, jetzt, wo man den Werth erkennt, um Tausende und Abertausende. Die Händler aller Nationen durchzogen das an Kunstschatzen so reiche Land, die Unkenntniss und Armuth der Bevölkerung benutzend — kein Plafond, kein Thürstock, kein Beschlag, kein Gitter war vor ihnen sicher. Trotzdem ist noch Manches geblieben und der Freund von Alterthümern hat noch in vielen Häusern gerade in Ueberetsch Gelegenheit, in der Erinnerung an längst entschwundene Zeiten zu schwelgen. Und wo sind die Familien geblieben, die diese Schätze angehäuft haben? Nur wenige von den

zahlreichen Adelsgeschlechtern, welche hier einst gehaust, sehen wir noch heute im Besitze ihrer Schlösser und ihres Ansehens. »Die Nachkommen jener Edlen benahmen sich«, wie Staffler ganz richtig, aber etwas pedantisch sagt, »meistens unedel. Jeder Anstrengung abhold und die schmucken Wappenbilder der Ahnen wohlgefällig stets im Auge, legten sich die Trägen auf das Kissen des süßen Nichtsthuns und zehrten, sich überaus glücklich wähnend, von dem Erbe ihrer Väter, bis sie es aufgezehrt hatten und verarmten«. Die Edelsitze von Eppan sind nun grösstentheils, wie überhaupt auch die meisten Burgen Tirols in den Händen von Bauersleuten. Viele Familien sind ausgestorben, viele verbauert. In Eppan habe ich selbst die Tochter eines Geschlechtes gesehen, das den Titel »comes palatinus minor« zu führen berechtigt war; das hübsche braunäugige Mädchen war Magd und lud in Gemeinschaft anderer Mägde Dünger auf. Und wenn man einen Ueberetschner Bauern sein Vieh vorbeitreiben sieht, so ist man nie sicher, ob man es nicht mit dem Träger eines vortrefflich klingenden Namens zu thun hat, dessen Ahnen in glänzender Rüstung mit Leopold von Oesterreich bei Sempach gekämpft oder an dem üppigen Hofe Sigismund's des Münzreichen turnirt haben.

Schöner noch als Eppan ist Kaltern, welches eine Stunde südwärts liegt, mit seinem von Matthisson besungenen See. Wer nicht den Garten des Baron Dipauli aufsuchen will, geniesst

den lieblichsten Blick vom Friedhof aus; gelehnt auf die niedere Stützmauer kann man immer und immer wieder stehen und in das reizvolle Landschaftsbild hinausblicken: eine grüne Einbuchtung tief im Grunde, bekränzt von schwelgendem Rebenlaube der See und jenseits die waldigen Höhen mit den Burgen Laimburg und Leuchtenburg. Nach Süden läuft das Mittelgebirge sanft in's Etschthal aus, ganz im Hintergrunde blinkt durch den südlichen Duft hin und wieder der Strom auf und darüber ragt die Madrutter Wand, während rechts über den Weinleiten von Tramin und Rechtenthal der nackte Gollerberg die Fortsetzung der Mendel und des Monte Roen bildet.

Gerade über Kaltern, nach dem Mendelabhang zu, liegt das ehemalige Schloss *Rottenburg*, der Stammsitz eines tirolischen Geschlechtes, welches längst ausgestorben ist und dessen letzter Sprosse, *Heinrich VI. von Rottenburg*, die Verkörperung des ritterlichen Uebermuthes und der adeligen Uebermacht im mittelalterlichen Tirol, der verwegenste und einflussreichste Gegner Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche war. An diesen Mann, der zweifellos nächst Oswald von Wolkenstein der interessanteste unter den Bündnern »an der Etsch« war, möchte ich hier erinnern.

Als Herzog Friedel die Herrschaft antrat, war Heinrich VI. von Rottenburg der gewaltigste unter allen tirolischen Edelleuten und übertraf

selbst den Landesherrn bei Weitem an Macht, so sehr hatten sein Vater und seine Vorfahren ihre amtliche Stellung auszubeuten verstanden. Heinrich war damals etwas über fünfzig Jahre alt, von imponirender Gestalt und kräftigem Körperbau, dabei ein Meister in allen Leibesübungen, ein gefürchteter Gegner unter den Waffen in Ernst und Scherz. Keiner der Ritter sah es so ungern, dass ein energischer Fürst die Zügel der Regierung ergriff und in Tirol seinen Sitz aufschlug, wie der Rottenburger, denn Keiner hatte soviel zu verlieren. Seine Vesten waren im Unterinnthale Rottenburg, Rattenberg und Friedberg, im Oberinnthale Neustarkenberg ob Tarenz und Wiesberg am Eingang in's Paznaunthal, da wo heute die kühne Arlbergbahnbrücke die Trisanna überschreitet. Um Sterzing gehörten ihm Reiffenegg, Moos und Ratschinges, am Eisack Aichach, an der Etsch Laimburg, Leichtenburg, das Gericht Kaltern mit den Edelsitzen Windegg und Rottenburg, Tramin, Enn und Kaldiff, auf dem Nonsberge Castelfondo, Cagnò und die Bastei im Sulzberg, endlich noch Segonzano ob Lavis und Castelbell in Vintschgau; dazu kamen ebenso viel kleine Plätze mit zahlreicher Besatzung. Er war daher das Haupt des Adelsbundes gegen Friedrich und schloss ahnungsvoll schon vor 1406 Verträge mit mächtigen Freunden, um nöthigenfalls sich mit Waffengewalt in seiner Stellung zu behaupten. Wir verstehen diese Vorgänge vielleicht besser, wenn wir sie mit

den gleichzeitigen in der Mark Brandenburg vergleichen und in Betracht ziehen, dass die Quitzows, Köckeritze und Lüderitze gar kleine Herren gegen diese tirolischen Barone waren.

Herzog Friedrich war Opportunist und wusste sich nach der Decke zu strecken, ohne seine Ziele auch nur einen Augenblick aus dem Auge zu verlieren. Daher schenkte er dem Rottenburger anfänglich scheinbar sein Vertrauen wie einem älteren Freunde, verlieh ihm sogar die wichtige Hauptmannschaft an der Etsch und verwendete ihn bis 1408 in allen belangreichen Geschäften. Der Rottenburger erschien öffentlich stets kostbar gekleidet, in glänzendstem Stahlharnisch, von einem Schwarm diensteifriger Anhänger begleitet, und liebte es, den armen, in fortwährender Geldverlegenheit befindlichen Herzog durch sein prachtvolles Auftreten zu beschämen. Aeneas Sylvius, der Historiker auf dem Stuhle St. Peters, kennzeichnet das Verhältniss der beiden Männer durch Mittheilung einer Anekdote. Als der Rottenburger einmal mit grossem Prunk durch Bozen zog, begegnete ihm Friedrich. »Wer ist dieser Mann?« fragte der Herzog lächelnd. — »Heinrich von Rottenburg«, bemerkte sein Begleiter erstaunt, »der Hauptmann an der Etsch.« — »Mit nichts«, fiel Friedrich rasch ein, »er ist der Regent von Tirol, ich gelte ihm gegenüber keinen Heller.«

Friedrich hatte überhaupt sehr viel Sinn für Satire; er trat deshalb ein anderes Mal, als der Hauptmann in grossem Aufzuge durch die Stadt

ritt, still in das Gefolge, zog sein Schwert und trug es ihm wie ein höriger Diener nach. »Fritz, Fritz«, rief ihm da der Ritter zu, »wann willst Du endlich weise werden?« und der jugendliche Herzog antwortete mit Bedeutsamkeit: »Dann, wenn Du völlig thöricht geworden bist.«

Der Herzog brauchte nicht lange zu warten; von allen Seiten liefen Klagen über des Ritters Uebermuth ein, und von Friedrich zur Rede gestellt, begehrte der Rottenburger heftig auf, so dass der Herzog die Geduld verlor und seine Maske fallen liess; er entzog dem Hauptmann seine Würden, doch dieser kehrte sich wenig daran und wartete den Angriff gar nicht ab; er zwang den reichen Vintler auf Runggelstein, der noch zu Friedrich hielt, zum Anschluss an den Adelsbund, schloss einen Vertrag mit dem Bischof von Trient, mit dem er sich in die Herrschaft des Landes Tirol theilen wollte, wenn es gelang, den Oesterreicher zu vertreiben, und häufte voll wilden Trotzes Frevel auf Frevel; er liess die Herzoglichen Boten abfangen und erschlagen, um ihre Briefe zu nehmen; die italienischen Kaufleute wurden ausgeraubt, Trient in Brand gesteckt und geplündert.

Da der Rottenburger nach solchen Thaten auf einen friedlichen Ausgleich nicht rechnen konnte, floh er, von Friedrich's Heeresmacht bedrängt, in's Ausland und warb zunächst in Mailand Söldner zu Krieg und Raub in Tirol; dann trug er, nachdem er die Hoffnung aufgegeben hatte,

die Herrschaft selbst an sich zu reißen, dem Grafen von Görz und Friedrich's Bruder, dem Herzog Ernst, die Regierung an. Bei Beiden abgewiesen, eilte er endlich voll Zorn nach Bayern, wo die dortigen Herzöge Ernst, Wilhelm und Stefan sich verleiten liessen und ihm Gehör schenkten. Es ist geradezu unglaublich, am 31. Juli 1410 schlossen die Herzöge mit dem Rottenburger ein Bündniss zur Eroberung von Tirol und brachen plötzlich über Kufstein und Rattenberg, wo Heinrich sich ihnen mit seinen Rotten anschloss, in das Land des ahnungslosen Herzogs ein. Reissend war ihr Zug und Hall ihr nächstes Ziel, aber sie kamen nicht so weit, der Inn war nicht passirbar, und vor Schloss Matzens lagen sie sieben Wochen, ohne es dem Ulrich von Freundsberg, dem Stammvater des berühmten Kriegergeschlechts, abnehmen zu können. Inzwischen hatte Friedrich gerüstet, doch der Bischof von Passau vermittelte einen Waffenstillstand, und das Ende vom Liede war, dass die bayerischen Herzöge den Rottenburger seinem verdienten Geschicke überliessen. Umsonst mahnte dieser die Reichsstädte in Schwaben und den gesammten Adel an der Etsch wider Friedrich auf, er sah sich bald von aller Hilfe entblösst; im November 1410 fiel er gar selbst in des Herzogs Hände, und Friedrich zeigte sich auch diesem Gegner gegenüber grossmüthig; er machte ihm zwar den Prozess, liess ihn aber nach einigen Monaten auf Bitten seiner Freunde frei. Heinrich von Rottenburg

musste Urfehde schwören, Rottenburg und Rattenberg übergeben und geloben, sich dem weiteren Ausspruche des Herzogs zu fügen.

So war die Macht des übermüthigen Mannes endlich gebrochen; sein Stolz ertrug den Sturz nicht, wenige Wochen, nachdem er nach Kaltern zurückgekehrt war, empfahl er sein Weib und seine Tochter Barbara demüthig in des Herzogs Schutz und starb an gebrochenem Herzen. »In einer anderen Zeit wäre er vielleicht«, sagt Beda Weber, »zum Helden geworden, aber die unverstandene Uebergangsperiode zerschmetterte ihn ruhmlos.« Das unterschreibe ich gern, aber wenn der gelehrte Benediktiner meint, des Rottenburgers Schuld sei nur das unzeitgemässe Bestehen auf sogenannten Freiheiten Tirols gegen die Macht der Umstände und die vernünftige Fortbildung gewesen, so halte ich das, selbst wenn ich die Zeitverhältnisse und die schon damals existirenden »berechtigten Eigenthümlichkeiten Tirols« in Betracht ziehe, doch für eine zu milde Beurtheilung, denn schliesslich bleibt das, was Heinrich von Rottenburg gethan, offener Verrath an seinem Herrscher und Lande.

Ein sonderbares Geschick fügte es, dass Barbara, das einzige Kind des trotzigten Rebellen, sich an den Herrn von Mindelheim vermählte und die Mutter des unsterblichen Kriegshelden Georg von Freundsberg wurde.

Der Edelsitz Rottenburg ging in den Besitz des Herzogs über und blieb bei den Landesherren,

bis die Wittve Leopold's V., die Erzherzogin Claudia, als Regentin von Tirol, das inzwischen baufällig gewordene Schloss für ein Franziskaner-Kloster widmete. Der Rottenburger selbst hatte das noch heut bestehende Spital in Kaltern gegründet, in welchem sein Bild zu sehen ist — das einzige, was von dem gewaltigen Mann und seinen Thaten übrig geblieben ist.





Greifenstein

Im Februar in der Sonne liegen, sich an ihren Strahlen wärmen und dabei an seine lieben Bekannten denken, die daheim im Norden bis über die Ohren in Pelze eingehüllt umherlaufen, das

ist ein Vergnügen, welches nur einer bevorzugten Minderheit zu Theil wird, aber es ist ein grosses Vergnügen.

Mein Freund skizzirte in Wasserfarben das malerische Kirchlein *St. Kosmas und Damian*, welches sich, über einer mächtigen Stützmauer emporragend, mit seinem rothbedachten, spitzen Thurme scharf vom blauen Himmel abhob, und ich leistete ihm schweigend und träumend Gesellschaft. Rings umher stand knorriges, nicht sehr hohes Eichengestrüpp, wie es den ganzen Bergeshang zwischen Bozen und Meran bedeckt; es wirft auch im Winter sein braun gewordenes Laub nicht ab, und die trockenen Blätter, welche

im leisen Winde knisterten, waren das Einzige, was an die Jahreszeit erinnerte, denn die Wurzelstöcke waren ganz mit Epheu umspinnen, Farrenkräuter, die dem Dreikönigs-Frost nicht erlegen, und immergrüne Stechpalmen mit feuerrothen Fruchtbeeren wucherten dazwischen und ein feiner Duft drang vom moosigen Grunde empor — richtig, da blühten Veilchen an einer versteckten, sonnigen Stelle. Obwohl glitzerndes Eis die Wasserlachen unten an der Etsch bedeckte, war es in der Natur doch ganz frühlingmässig, ein fürwitziges Eidechselein lugte sogar aus einem Felsenspalt, schlüpfte hervor und spielte in der Sonne, dann war es wieder verschwunden.

Im Thale brauste die Etsch und darüber erhob sich das Mittelgebirge von Ueberetsch mit seinen reichen Dörfern und Schlössern; ein wenig zu sehr grau in grau gehalten, denn das lustige Grün der Felder und Reben fehlte, aber die dunklen Wälder, aus denen die schroffen und zerrissenen Wände der Mendel mächtig emporwachsen, brachten Abwechslung in die Farblosigkeit, und der Schnee, welcher die Höhen bedeckte und in den Schluchten und Wasserrunsen bis tief herabreichte, verlieh dem Bilde einen unsagbaren, fremdartigen Reiz. Blendend in ihren weissen Hüllen lagen die Fleimser Berge und die Dolomiten über dem bewaldeten Kollernberge und den Kulissen, welche die Etsch südwärts begleiten, und darunter erblickte man die Ruine Sigmundskron, welche in zwei kräftigen Absätzen weit in

die Ebene vorzuspringen scheint, scharf umrissen und dunkel auf dem bläulichen Dunst, den die Sonnenstrahlen über dem Etschlande woben.

Es ist köstlich da oben bei den beiden alten Heiligen an der Berglehne über den Weingeländen von Siebeneich; freilich, seit Kaiser Josef's II. Zeiten wird hier keine Messe mehr gelesen, der fromme Chorgesang ist längst verhallt, der Weihrauchduft verflogen — der Wind jagt durch die zierlichen Steinrosetten der fensterlosen Spitzbogen herein. Es ist schade darum — nicht als ob es in Tirol nicht genug Heiligthümer gäbe, o! wo man hinblickt, selbst auf den höchsten Bergesrücken blinken die weissen Mauern von Kirchen und Kapellen; aber wenn St. Kosmas und Damian nicht entheiligt wäre, würde es doch noch öfter besucht werden, so wie es die Schönheit dieses verhältnissmässig leicht zu erreichenden Punktes verdient. Man denke doch an das gleichnamige Kirchlein bei Glaning und gar an Weissenstein; wie viel Tausende, die sonst keine hundert Meter steigen würden, machen alljährlich die fromme Gebirgspartie durch's Brandenthal hinauf, um vor dem wunderthätigen Gnadenbilde zu beten und — sich gleichzeitig an dem unvergleichlichen Hochgebirgspanorama zu erbauen.

Jenseits der Etsch unter dem jähen Absturz des Gantkofels auf erhabenem Porphyrfelsen ragt Hocheppan, die »Königin der Burgen«, darunter die Reste eines ehemaligen Vorwerks, der gewaltige, aus des Drusus Zeit stammende Kreide-

thurm, von dessen Höhe einst in Tagen der Noth die Kreidefeuer weit in's Land hinaus loderten; jetzt gehört Hocheppan den greisen Töchtern des im Freiheitskampfe von 1809 bekannt gewordenen Landeschützen-Majors Theimer, welcher die Burg für seine Verdienste zu Lehen erhielt. Von Drusus bis 1809! Welch' reiche Geschichte hat dieser paradiesische Fleck Erde!

Ich sprang auf; über dem sanften Hange, an dem das Kosmaskirchlein liegt, wächst eine wildzerklüftete, fast senkrechte Wand empor — ein feiner, weisser Streifen krönt den Felsengrat in schwindelnder Höhe, vom Thale aus als Gemäuer gar nicht mehr erkennbar: das ist *Greifenstein*, einst die trutzigste Bergveste des Landes, das »*Sauschloss*« der Starkenberger — ein ganzes Stück Geschichte Tirol für sich.

Es ist ein beschwerlicher, rauher Weg, der in unzähligen Windungen den furchtbaren Absturz hinaufführt; auf vorspringender Klippe hängen die Trümmer einsam über Eichenstauden und Föhren, vergessen und fern dem Geräusche der Welt, kaum dass das Läuten der Glocken bis hierher dringt — ein Raubvogel zieht darüber im blauen Aether seine Kreise, er hat seinen Horst in den Ruinen und nur sein Geschrei unterbricht die Stille, denn selten verirrt sich eines Menschen Fuss in die traurigen Ueberreste des stolzen Greifensteins. Es steht eigentlich nur mehr die Ringmauer, durch deren Fensterhöhlen man einen weiten Rundblick auf die Dolo-

mitenkette, auf die Porphyryberge bis zum Trienter Spitz, auf den Monte Roën und das Mendelgebirge hat; und tief unten das herrliche Thal, durchströmt von der silbernen Etsch und umrahmt von den reichbebauten, burgenbewehrten Vorbergen.

Uralt wie Hocheppan wird Greifenstein doch erst im elften Jahrhundert erwähnt; dann kam es in den Besitz der welfischen Grafen, die damals in Bozen herrschten; als diese vom Bischofe von Trient vertrieben wurden, zogen sie sich auf ihre Schlösser zurück, und ein Zweig nannte sich nach der Herrschaft Eppan, der andere nach Greifenstein. Nach ihrem Aussterben ging die Burg durch mehrere Hände, bis sie endlich im vierzehnten Jahrhundert an die mächtigen Herren *von Starkenberg* kam und in der Folge, namentlich in dem Kampfe des Herzogs Friedrich mit dem übermüthigen tirolischen Adel grösste historische Bedeutung erlangte. Jener Zeit aber seien diese Blätter gewidmet.

Als Friedrich von Oesterreich 1406 die selbständige Regierung in Tirol antrat, nannte man ihn nicht ohne Grund »Friedel mit der leeren Tasche«, denn seine Finanzen waren in der traurigsten Verfassung; er war in ewiger Geldnoth, wurde nicht selten in den Wirthshäusern gepfändet, weil er nicht zahlen konnte, und kam dadurch ganz in die Abhängigkeit der Geldverleiher, namentlich des reichen Vintler's auf Runggelstein; das Alles aber ohne verschwen-

derisch zu leben und bei notorischem Reichthum, denn er besass als Landesfürst eine Unmasse von Schlössern und Gütern, aber dieser Besitz, sowie die Gefälle wurden nach dem alten Pfandschaftssystem nur in sehr oberflächlicher Weise ausgebeutet, so dass, während die landesfürstlichen Kassen trotz aller Mühe und Sparsamkeit sich nicht füllen wollten, der Adel, der die Pfandschaften in Händen hatte, Schätze aufhäufte. Dabei gingen die Edelherren ziemlich rücksichtslos zu Werke und hielten es für ihr specielles Recht, sich auf Kosten des Landesherrn zu bereichern; für solche specielle Rechte war aber Herzog Friedrich gerade der rechte Mann; er hatte, als sich Nikolaus von Vintler der Revision der Pfandschaften widersetzen wollte, ohne langes Bedenken den Runggelstein gestürmt und den mächtigen Geldmann an der Etsch gezwungen, ihm Rechenschaft abzulegen; er hatte bei anderen Anlässen den Fürstbischof Georg von Trient gedemüthigt, die Lichtensteiner auf Karneid überwältigt und sogar Heinrich von Rottenburg's Macht gebrochen — seltsam, der störische Adel von Tirol, Allen voran die Starkenberger, hatte hieraus keine Lehre gezogen, und Friedrich zögerte auch hier nicht, ihnen das schöne Sprüchlein vorzudemonstrieren: »Wer nicht hören will, muss fühlen«.

Die Starkenberger, deren Stammburg auf dem Felsen über dem stürmischen Salvesenbache bei Tarrenz sich erhob, waren nach des Rottenburger's Sturz die reichsten Adligen im deutschen Tirol

und glaubten sich in ihrem Besitze unantastbar; sie begegneten daher dem Herzog, wo sie konnten, hochfahrend und wurden ihm deshalb verhasster, als alle anderen Geschlechter. Die Brüder *Ulrich* und *Wilhelm von Starkenberg* besaßen als Erbe die Burgen Starkenberg, Klamm, Kronburg, Gaien, Naturns, Forst, Schenna und Greifenstein, während sie die Veste Hocheppan und die Gerichte Schlanders, Ulten und Jufal als Pfandschaften inne hatten. Von den letzteren hätten sie eigentlich nach Abzug des ihnen zukommenden Zinses für die Pfandsumme die Einkünfte an die landesfürstliche Kasse abliefern sollen, dies jedoch wie ihre Vorfahren und die meisten übrigen Pfandinhaber unterlassen. Als nun Friedrich diesem Zustande ein Ende machen wollte und schriftlich gegen die Erstattung der Pfandsumme die Herausgabe der Pfandbriefe für *Schländers* verlangte, brach Ulrich von Starkenberg in grässliche Flüche aus und durchbohrte das herzogliche Schreiben angesichts des Boten dreimal mit seinem Schwerte; die Herausgabe der Briefe verweigerte er ebenso wie die Annahme des Geldes. Denselben Erfolg hatten zwei spätere Botschaften des Herzogs, der endlich, durch solchen Trotz gewaltig aufgebracht, Schländersberg mit Sturm nehmen liess und von der Herrschaft Besitz ergriff, jedoch dem Ritter gleichzeitig sagen liess, dass er die Pfandsumme jederzeit bereit finde. Ulrich ritt nun eilends nach Wien, um den Herzog bei seinem Oheim, dem Herzog Albrecht, zu verklagen; Friedrich kam ebenfalls nach Wien, und

da Ulrich »im Zorn der schuldigen Ehrfurcht vergass und dem Herzog immer mehr zusetzte«, brach dieser darüber entrüstet in die Worte aus: »Ich werde Euch solches sicher nicht übersehen; Ihr sollt erfahren, dass ich Euer Herr bin, darnach wisset Euch zu richten.« Und so entwickelte sich aus einem für jene Zeit unbedeutenden, für Herzog Friedrich allerdings prinzipiellen Anlass der bekannte »Starkenberger Streit«, welcher mit dem elenden Untergange dieses Geschlechtes und mit dem Zerfall des gewaltigen »Bundes an der Etsch« endete.

Kaum heimgekehrt, liess Friedrich eine Burg Ulrich's nach der anderen berennen und brechen, Starkenberg, Jufal, Ulten, Eschenlohe, Hocheppan, Forst, Gaien, Naturns und Schenna; da suchte Wilhelm von Starkenberg den Zwist zu schlichten, er bat den Herzog um Gnade für seinen Bruder, aber Friedrich entgegnete: »Dein Bruder hat es um uns nicht verdient, dass wir ihm etwas zurückgeben, Wilhelm, aber wir wollen Eins thun, wir wollen mit Dir seine Schlösser und Güter theilen!« Zornig rief da Wilhelm: »Dies will ich nicht; was meines Bruders Sache ist, das soll seine Sache bleiben. Ich lasse von meinem Bruder nicht; wie ihm geschieht, soll mir geschehen.« Und zog sich grollend, auf Rache sinnend, nach dem Greifenstein zurück. Von da an stürmte er mit seinen Rotten hinab in's Thal, griff die Herzoglichen an, wo er sie traf, raubte das Landvolk aus und plünderte die vorüberziehenden Kaufleute,

denn die Städte und das Land hielten in diesem Streite zu dem Herzog, und wurde so eine wahre Plage für die ganze Gegend, den Greifenstein hörte man aber damals nicht anders mehr als »Raubenstein« nennen. Ulrich ging noch weiter, er lauerte sogar einmal in voller Rüstung und mit vielen Knechten dem Herzoge auf, als dieser mit zwei Genossen von Meran aus zum Pfarrer von Tirol reiten wollte; doch der Anschlag wurde vereitelt und seitdem war Ulrich verschwunden, und man hat nie erfahren, was aus ihm geworden ist. Dafür begann Friedrich nun den Kampf gegen Wilhelm, und das war für ihn kein Leichtes, denn durch seine Strenge und Härte gegen die Starkenberger hatte er den ganzen Adel auf's Höchste erbittert — es galt jetzt den Entscheidungskampf.

Obwohl Oswald von Wolkenstein mit seinem jungen Weibe gerade die Flitterwochen auf dem Hauenstein verlebte, dichtete er doch nicht allein zärtliche Liebeslieder, sondern sandte zündende Aufrufe in's Eisack- und Etschthal hinab, und so sehen wir den alten Adelsbund, den »Bund an der Etsch« noch einmal aufleben, gestützt besonders auf die Hoffnung, dass Kaiser Sigismund ihm gegen den Herzog beistehen werde. Aber der Kaiser kam nicht, und als die Bündner sahen, dass Friedrich allen Ernstes gesonnen war, ein Exempel zu statuiren und mit dem revolutionären Geiste aufzuräumen, liessen sie allesammt ihre Burgen im Stich und flohen nach dem unbezwinglichen Greifenstein — und so tritt die alte Burg im

Winter 1422 plötzlich in die Geschichte des Landes ein, um in derselben eine allerdings nur kurze, aber hochwichtige und bedeutsame Rolle zu spielen.

Friedrich liess sich durch die Burgen der Bündner nicht aufhalten, nur Hauenstein zerstörte er theilweise, um den gefährlichen Oswald zu strafen, dann zog er aber sofort weiter und legte sich mit Heeresmacht vor den Greifenstein, in dessen uneinnehmbaren Gewölben die Blüthe seiner Widersacher, darunter auch Oswald mit seinem Weibe, Unterschlupf gefunden hatte. Die Burg war, wie Beda Weber erzählt, klein von Umfang, aber voll unheimlicher Gemächer bis in die Tiefe des Felsenkegels hinab, mit versteckten Ausgängen, wie ein Hügel voll Maulwurfslöcher und fast unangreifbar, denn die steilen Abhänge, mit allerlei Dornengehege und undurchdringlichem Strauchwerk überwuchert, widerstanden jedem Anhalte der Belagerer, während sie für die Belagerten Gelegenheit boten zur Verbindung mit der Strasse, um Lebensmittel zu gewinnen. Die ausserordentlichen Anstalten zur Erstürmung der Burg liessen zwar ein baldiges glückliches Resultat erhoffen und von der Kraft des damals zuerst in's Kriegswesen eingeführten Schiesspulvers versprach Friedrich sich besonders viel, aber alle Maschinen versuchten sich vergebens an den scharfen Felsen. Dabei thaten die von den Wolkensteinern geführten Belagerten durch eine vortrefflich organisirte Vertheidigung Alles, um den Nothstand ihrer Feinde zu vergrössern.

»Hu, Huss,« sprach Herr Michel von Wolkenstein.
»So hetzen wir,« sprach Oswald von Wolkenstein.
»Zu, Huss,« sprach Lienhard von Wolkenstein,
Sie müssen Alle fliehen von Greifenstein sogleich.
Da hob sich ein Gestöber an, da prasselte die Gluth,
Und rann die Schlucht hinab, vermengt mit heissem Blut,
Den Panzer und die Armbrust, dazu den Eisenhut,
Verloren sie gar bald, wir wurden freudenreich. —
Ein Werfen und ein Schiessen, ein Sausen mit Geprall,
Erhob sich und ein Klingen, wie Eisenglockenschall.
»Nun rühr dich, guter Ritter, steh aufrecht oder fall'!«
Da wurden schlimm gesegnet, die Dächer überall.
Die Bozner sammt den Rittnern und Schaaren von Meran,
Die Haflinger und Jenesier, die zogen oben heran,
Von Mölten und Sarnthal, da kam fast Jedermann,
Sie wollten uns alle fangen, gar übel gelang der Plan.

So singt Oswald von Wolkenstein von seiner und seiner beiden Brüder Heldenthat — als nämlich ein letzter Ausfall die Belagerer in volle Verwirrung gebracht hatte, floh Friedrich mit dem kleinen Rest seines Heeres nach grossen Verlusten davon und die Bündner kehrten ohne merklichen Schaden auf ihre Burgen zurück.

Nunmehr schloss Friedrich mit Wilhelm von Starkenberg durch Vermittelung des Herzogs Ernst von Bayern einen Waffenstillstand bis zum 2. April 1424. Während desselben suchte der Bayer und die Landschaft zu vermitteln, aber bei einer nach Siebenreich verabredeten Zusammenkunft blieb Wilhelm aus, weshalb ihm die Landschaft antrug, sie wolle 2 ehrenwerthe Männer nach dem Greifenstein zur Verhandlung schicken, wenn Wilhelm ihnen einen Geleitsbrief gäbe. Der Ritter sandte einen Brief mit seinem In-

siegelt versehen, und auf diesen bauend, erschienen der Bürgermeister von Bozen, Niklas Hochgeschoren, und der Bürgermeister von Hall, Sigmund Kirchmayr, auf Greifenstein; der Starkenberger empfing und bewirthete sie auf's Beste, hielt sie aber zurück bis Einbruch der Dunkelheit und gab seinen Dienern, welche die beiden Abgesandten den steilen Pfad hinunterführen sollten, Befehl, den Hochgeschoren auf dem Heimwege über den Felsen hinabzustürzen. Als ihm die Nachricht von der Vollziehung seiner Weisung gebracht wurde, schlug Wilhelm freudig die Hände zusammen und rief: »Gottlob, nun haben wir abermals einen Feind weniger; Niklas hat viel wider uns gerathen.« Solch' ehrloser Krieg und andere Greuel erfüllten das Land mit Entsetzen und Abscheu. Friedrich sammelte neue Kriegsschaaren vor Greifenstein, allein das sturmfeste Felsennest trotzte, da es während des Waffenstillstandes reichlich mit Lebensmitteln versehen worden war, noch anderthalb Jahre. Die kecke Besatzung wagte oft Ausfälle, ja sie schreckte selbst die Städte Bozen und Meran mit Brand und Mord, und an ein Aushungern der Burg war schwer zu denken, liess doch der Starkenberger in prahlerischem Uebermuth, vielleicht aber auch, um eine in der späteren Geschichte oft wiederkehrende Kriegslist zu gebrauchen, unter dem schallenden Hohngelächter seiner Knechte ein fettes Mastschwein von den Zinnen seines Schlosses hinabwerfen, weshalb Greifenstein im

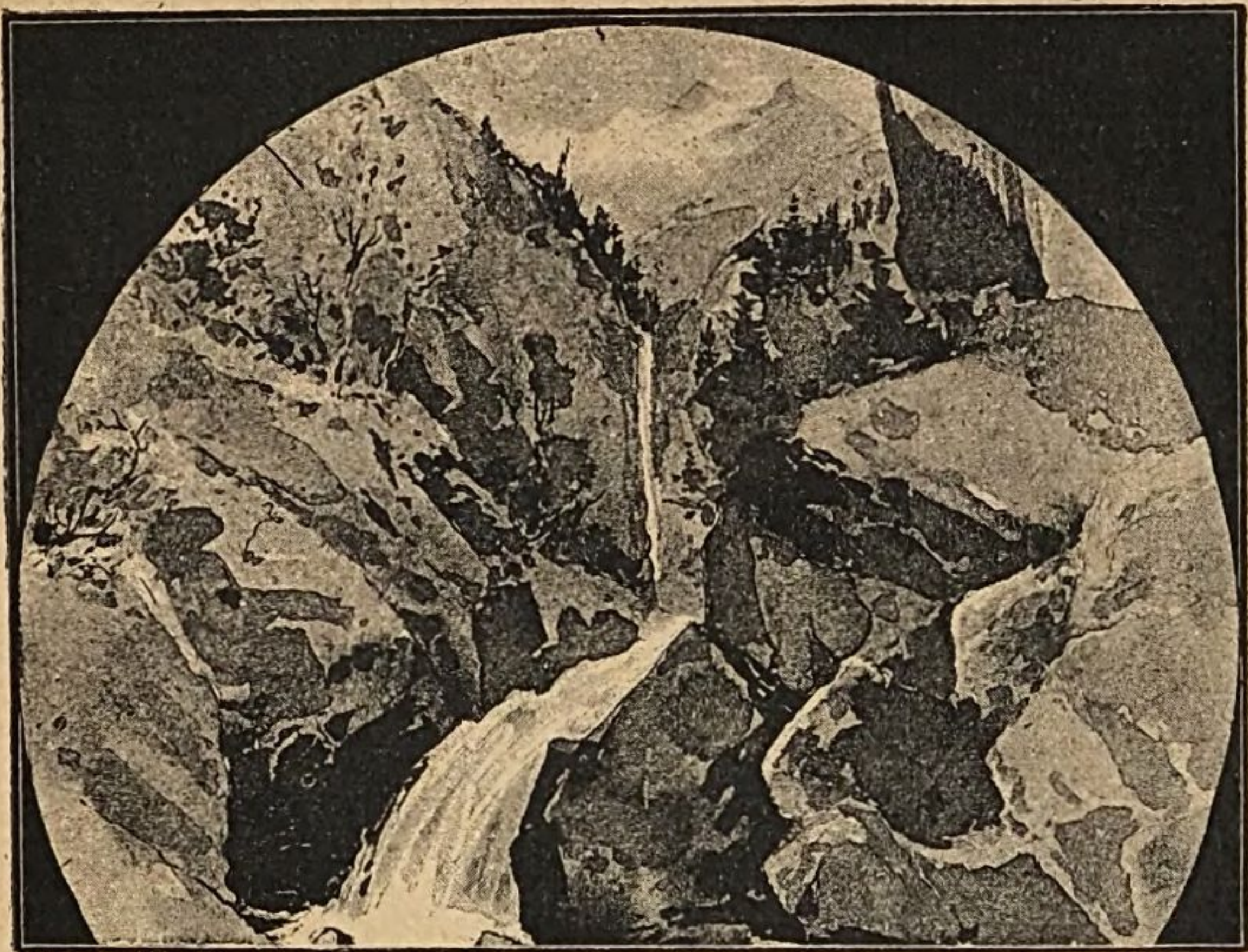
Volksmunde heute noch das »Sauschloss« heisst. Endlich, gerade als der Schrecken vor dem frechen Raubritter seinen Höhepunkt erreicht hatte, vernahm man, Wilhelm sei nächtlicher Weile heimlich vom Greifenstein entwichen und in's Ausland geflohen. Trotzdem wurde die Uebergabe der Burg verweigert. Da befahl der Herzog eine enge Einschliessung der Belagerten und einen letzten Angriff mit vereinter Macht, Greifenstein war seinem Falle nahe. Der Bischof von Brixen wollte noch einmal vermitteln, aber Friedrich nahm keine Rücksicht auf seinen Vorschlag, er wollte die Macht der Edelherren ein für allemal brechen und an ihnen nur »getreue Diener haben, welche auf den Landtagen mitrathen, aber nicht gebieten könnten«. Als die Knechte des Starkenberger's die Dringlichkeit der Gefahr erkannten, übergaben sie die Veste gegen die Sicherheit ihres Lebens am Mittwoch vor St. Andreas 1426 in die Hände des Herzogs.

Hiermit war die Kraft des Bundes an der Etsch für immer gebrochen, alle Reste des bündnerischen Widerstandes verschwanden nun schnell nach einander und selbst die Wolkensteiner lenkten nothgedrungen ein. Die neue Ordnung der Dinge, welche Friedrich angestrebt, war zur Geltung gebracht. Friedrich's landesfürstliche Gewalt, seine Hoheit über Land und Leute, sein oberstes Richter- und Heerführeramt waren allgemein anerkannt, seine materielle Macht hatte sich ungeheuer vermehrt und von finanziellen

Bedrängnissen war keine Rede mehr, im Gegentheil, Friedrich sammelte einen für jene Zeit bedeutenden Schatz und konnte, als er am 24. Juni 1439 starb, seinem Sohne Sigismund so viel hinterlassen, dass man diesen den »Münzreichen« nannte.

Wilhelm von Starkenberg hielt sich lange Zeit versteckt und blieb seiner Heimath fern; als Friedrich seine Augen geschlossen hatte und Sigismund Gnade für Recht ergehen liess und dem Ritter verzieh, kehrte er zurück nach Tirol, gebrochen und vor der Zeit gealtert. Mit ihm erlosch das mächtige Geschlecht, dessen Stern zu Anfang des Jahrhunderts so hell geleuchtet hatte, im Dunkel der Vergessenheit. Der Greifenstein verblieb lange Zeit hindurch im Besitze der Landesfürsten, aber sein Glanz war dahin, er verfiel langsam und heute ragen nur noch die weissen Ringmauern in die blaue Luft und erzählen uns von alten Tagen längst entschwundener Grösse, von Fürstenmacht und Adelstrotz.





U. Consee-München

Von Tisens nach Lana.

Sommerliche Hitze brütet im Thal, kein Lüftchen geht und der Himmel wölbt sich in grausamer Klarheit über Südtirol; die Strassen von Bozen sind wie ausgestorben und sehn-süchtig schweift der Blick hinauf nach den bewaldeten Gipfeln, welche die Stadt umgeben, nach Kollern, Oberbozen und Jenesien oder nach dem Mendelpass, wo Schatten und Kühle winken.

Ohne seine Sommerfrischen ist Bozen überhaupt undenkbar; schon Ende Juni tauchen die eigenthümlichen, von Ochsen gezogenen Bergwagen oder Pennen auf, welche statt der Hinterräder einen langen Baum nachschleppen und mit denen das Sommerfrischgepäck über die steilen und steinigen Bergwege auf die Höhen hinauf transportirt wird. Dann bleibt in dem warmen Thalkessel von den Einheimischen nur der zurück, den Amt oder Geschäft an die Stadt fesseln; wer es nur ermöglichen kann, geht »auf den Berg« und unter den fünf Dingen, die ein echter Bozner haben muss, spielt die Villeggiatur in Oberbozen oder auf dem Ritten neben dem Haus unter den Lauben, der Grabarkade auf dem Friedhof, dem Stuhl in der Pfarrkirche und der Loge im Theater eine grosse Rolle. Die etwa 4000 bis 5000 Fuss hoch gelegenen südtirolischen Sommerfrischen kommen erst jetzt in Aufnahme, während man die windgeschützten, sonnigen Plätze im Thal schon längst als Winterkurorte schätzt.

Heinrich Noë, der feinsinnige Schilderer und Kenner der Alpen hat für die herrlichen Hochflächen zwischen Brenner und Etsch erst kürzlich eine Lanze gebrochen und schreibt: »Die Sommersignatur derselben ist Sonnenschein und kühle Luft. Rechnet man noch dazu die weiten Gesichtskreise, die sich aus der Höhe ergeben, die Wasser und Wälder, den Abblick in das aus grosser Tiefe heraufblauende Thalgelände, so hat

man Sommerfrischgründe vor sich, wie sie in ganz Europa nirgends mehr zu finden sind. Eine Mengung südlicher Luft mit nordischer Frische, die eben nur an den Grenzmarken Italiens und Germaniens zu suchen sind, wenn der Boden so hoch liegt. Die Aussicht, verregnete Ferien zu verbringen, verhält sich für die Monate Juli, August und einen Theil September in den Alpengebieten nördlich des grossen Walles zu den Gebieten an der Etsch wie drei zu eins.«

Aber es brauchen nicht gerade fünftausend Fuss zu sein — das Mittelgebirge genügt bereits und da möchte ich an das herrliche Stückchen Erde zwischen Nals und Lana erinnern, das viel zu wenig bekannt ist, so oft es auch schon von den Berufensten in Worten und Farben geschildert worden ist.

Das Etschthal zwischen Bozen und Meran war in früheren Zeiten sehr ungesund, es herrschten überall Fieber, denn weite Sümpfe breiteten sich zu beiden Ufern des Flusses aus, denen die alljährlichen Ueberschwemmungen Wasser zuführten, das keinen Abzug hatte und in der heissen Sommersonne verdunstend seinen Gifthauch in die nahen menschlichen Ansiedlungen sandte. Durch die Regulirung und eine rationelle Entwässerung sind diese Sümpfe jetzt fast ganz geschwunden, eine Menge Kulturland ist gewonnen — aber wie die landschaftlichen Reize, so concentriren sich auch die historischen Erinnerungen dieser Gegend auf dem Mittelgebirge.

Man fährt mit der Bahn bis Vilpian, überschreitet dort die Etsch und wandert durch grüne Wiesen und Obstgärten kaum eine Viertelstunde bis zu dem am Bergeshang der Mendel malerisch aufgebauten Nals, das mit seiner hoch gelegenen Kirche und den stattlichen alterthümlichen Höfen, zum Theil ehemaligen Edelsitzen, weithin sichtbar ist. Dieser nördliche reich bewaldete Abhang der Mendel ist ganz besonders schön, seine sanften Linien sind vielfach durch wilde Schluchten unterbrochen, in denen tosende Gebirgswasser zu Thale gehen; an seinem Fusse wächst der bekannte »Nalser Rothe«, während weit hinauf Fruchtbäume und Getreidefelder mit einander wechseln, denen dann schattige Kastanienhaine folgen und den Uebergang zum herrlichsten Hochwald bilden. Nals ist ein reizendes Dorf, halb im Weinlaub versteckt, und darüber erheben Burgruinen ihre zerborstenen Thürme und Zinnen, ihre nur noch vom Epheu zusammen gehaltenen Mauerreste; auf dieser Seite der schauerlichen Schlucht, durch welche der Prissianer Bach herniederrauscht, blickt die Veste Nals oder Helfenburg, schon seit Jahrhunderten gebrochen, auf die lieblichen Rebenhalden, während dicht über dem Dorfe die Schwanburg steht, früher den Grafen von Trapp gehörig, noch höher ragen die düsteren Trümmer von Payrsberg, wo einst wie auf den anderen Burgen der Gegend Vasallen der Eppaner Grafen sassen.

Im Thale des Baches auf ziemlich sonnigem, aber nicht sehr steilen Wege gelangen wir in

einer Stunde nach *Prissian*, welches von schwatzen-
den Wassern durchbraust, grün wie ein Smaragd
im Kranze alter Schlösser und breitwipfliger Edel-
kastanien an Lieblichkeit kaum seines Gleichen
findet. An dem gewaltigen Katzenzung, das mit
seinen maskirten Schiessscharten finster und trotzig
den Rand des Berges bewacht, vorüber, erreichen
wir das Dorf auf einem schmalen Wiesenpfad,
der sich dicht an der hier steil abfallenden Schlucht
hinzieht. Wohin das Auge sich wendet, ragen
unterhalb der bewaldeten Berglehne, über der
die Schneespitzen des Laugen emporstreben, alte
Rittersitze: die Veste Wehrburg der Murendeiner
von Andrian, Perdonegg, die Zwingenburg und
endlich mitten im Dorfe die trefflich erhaltene,
mit ihrer von zwei Thürmen flankirten Front
recht stattlich dreinschauende Fahlburg, vom
Grafen Benno Veit von Brandis erbaut und seinen
Nachkommen als Sommerfrische dienend. Die
weiten Säle enthalten einige gute Gemälde, werth-
volle Plafonds, Kamine mit Wappen und Familien-
bilder. Von hier kommt man auf schattigen Pfaden
in wenigen Minuten nach *Tisens*, der uralten
Tesana mit seinen von Gall und Mendel über-
ragten üppigen Matten, welche im Norden bis
an den Rand des Ultenthales reichen.

Amthor nennt diesen Landstrich den schön-
sten Punkt zwischen Bozen und Meran, Noë das
»Paradies von Südtirol«, Beda Weber sagt, er
gehöre zu den angenehmsten der Welt und Ludwig
Steub bemerkt in seinem »Drei Sommer in Tirol« :

»Wer das Etschland kennt, dem lacht das Herz, wenn er den Namen Tisens hört, nicht allein wegen der uralten Würde des Dorfs, sondern mehr noch wegen der Schönheit der Lage, der Fruchtbarkeit des Bodens, der Reinheit der Lüfte und des biedereren Schlags der Leute. Die drückende Hitze des Thales ist vermieden, und doch sind alle seine Schönheiten auch hier oben zu finden: Kastanien und Föhren wachsen durcheinander, über die Hügel laufen Rebenlauben, in den Niederungen grünen üppige Wiesen, auf den Felsen stehen alte Burgen, von oben schauen waldige Berge herein.«

Auf diesem gerühmten Plateau ist die Heimat der besten Kastanien, durch welche besonders das nahe Tafelland von Völlan berühmt ist, während das dortige Bad, das gegen Gliederleiden und Lähmungen sehr wirksam sein soll, sich trotz der günstigen landschaftlichen Lage keines sehr verbreiteten Rufes erfreut. Ausser seinen Kastanienwäldern und Nussbäumen von seltener Grösse hat Völlan auch sein altes Schloss, das hier ja keinem Orte fehlen darf; es ist die in der Geschichte des Landes vielgenannte Mayenburg der edlen Hälen, eines mit Margaretha Maultasch's zweitem Gemahl, Ludwig von Brandenburg, aus Schwaben eingewanderten Geschlechts; aus demselben stammte jener Heinrich Häl, der in der linken Hand die tirolische Landesfahne, Seite an Seite mit dem Herzog Leopold von Oesterreich in der Schlacht bei Sempach ge-

kämpft hat und gleichzeitig mit seinem Herrn unter den Axtstreichen der Schweizer zusammengebrochen ist. Mayenburg, das in der Volks- sage der Gegend eine grosse Rolle spielt, ist jetzt ziemlich verfallen und gehört einem Bauern, der es von den letzten Herren, den Grafen von Brandis erworben hat. Der Bau stammt erkennt- lich aus drei weit auseinander liegenden Epochen, und zwar deutet der uralte Zinnenthurm, der in der Art des Gefüges seiner Porphyrquadern an die Bauten des Drusus erinnert, auf römischen Ursprung; die winkligen Kammern des Mittel- baues sind auf den Beginn unseres Jahrtausends zurückzuführen, während die geräumigen Zimmer, darunter ein Saal mit Spuren von Wandmalerei vom Grafen Benno Veit, einem echten Sohne der prunkvollen und baulustigen Renaissancezeit, herrühren.

Ueber diesem herrlichen Fruchtlande ragt hoch in die blauen Lüfte empor eine wasserlose, mit Felsgeröll und sparsamem Pflanzenwuchs be- deckte Anhöhe, welche das Hypolitkirchlein trägt und die schönste Aussicht über das ganze Ober- etsyththal bietet. Von dort übersehen wir auch trefflich das linke Etschufer und finden da einige Punkte, die namentlich dem Freunde der Geschichte manche Anregung bieten. Das Dorf gerade gegenüber jenseits des Flusses ist Gargazon und über demselben erhebt sich da, wo der von der Vöraneralpe kommende Aschlerbach niedergeht, ein altes Gemäuer, der Kröllthurm, dessen Portal

das Hufeisenwappen der Chrell von Matrei, das man auch auf Schloss Sprechenstein bei Sterzing und vielen andern Burgen in Tirol findet, trägt. Schon nach dem Tode Ludwig des Frommen, als das Reich der Karolinger zur Theilung kam, soll der Aschlerbach die Grenzlinie zwischen den Herrschaften Lothar's und Ludwig's des Deutschen gewesen sein, und als im Anfange unseres Jahrhunderts ein Theil Südtirols an Italien von Napoleon's I. Gnaden abgetreten werden musste, fiel der Bach wiederum von seiner Quelle bis zur Mündung in die Etsch in die Scheidelinie. Links von Gargazon liegt Burgstall, dessen Veste zerfallen ist und kaum mehr Spuren von der Macht aufweist, welche einst ihre Besitzer im Lande entfaltet haben. Von Schloss Burgstall sind nämlich die Grafen von Spaur, die noch heute zu den bedeutendsten Familien Tirols zählen, ausgegangen; dieselben leiten ihren Ursprung von Volkmar von Burgstall ab, der unter Margarethe Maultasch's erstem Gemahl, dem schwachen Johann von Böhmen, als erster Burggraf von Tirol und Landeshauptmann an der Etsch vielgewaltig war. Er hatte in Kriegszügen und durch die Gunst von Margarethens Vater, dem verschwenderischen, landlosen König Heinrich von Böhmen, ein grosses Vermögen gesammelt, heirathete ein Edelfräulein von Coredo und fasste durch deren Mitgift im Nonsberg festen Fuss, worauf sich seine Nachkommen nach dem Lehen Spor—Spaur nannten. Als Markgraf Ludwig von Brandenburg Marga-

rethe Maultasch geheirathet hatte und Herr im Lande war, kränkte ihn der Uebermuth Volkmar's und er folgte dem Rathe seines Vaters, des Kaisers Ludwig, »das zu lange Gewand zu beschneiden und das zu weite Wams enger zu machen« und liess den Landeshauptmann in den Kerker werfen; auf Strassberg bei Gossensass soll er dann eines gewaltsamen Todes, man sagt sogar durch Verhungern, gestorben sein. Heute ist Burgstall wieder im Besitze der Spaur, die es, nachdem es lange Zeit aus der Familie gewesen, wahrscheinlich aus Pietät an sich zurückgebracht haben.

Aus der Vogelperspektive schaut man vom Hypolitkirchlein tief hinab auf die Ruinen der Brandis'schen Leonburg, deren zerfallendes Mauerwerk von Epheu dicht umrankt und von Kastanien und Lärchen beschattet ist.

Die Leonburg wird jetzt nur noch von einem Baumann bewohnt und Brandis ragt als Ruine auf dem rechten Ufer des Völaner Baches, der hier über Felsengetrümmer aus beträchtlicher Höhe in weitem Bogen zur Tiefe stürzt, während Millionen farbenschimmernder Tropfen und schneeiger Schaumflocken nach allen Seiten sprühen. Die Grafen Brandis haben sich unfern ihrer alten Stammburgen ein altes Herrenhaus gebaut, welches ihnen jetzt zur Wohnstätte dient und den Namen Neu-Brandis führt — an ihm vorüber gelangen wir an das Ziel unserer Wanderung, an das lang hingestreckte reiche Dorf *Lana*.

Dieser Pfad an der Brandiser Wasserleitung entlang ist wundervoll, und Lana selbst ein Ort, dessen schöne Lage und sonstige Reizen die Münchener Maler, besonders im Herbst, wenn das Obst und die Trauben reifen und die Wälder an der Berglehne sich zu färben beginnen, gar sehr zu schätzen wissen.

Hier bricht die Valschauer, von der Lana mit seinen Weingütern viel durch Ueberschüttung mit Geröll zu leiden hat, durch eine schauerliche Schlucht aus dem Ultener Thale hervor, und steil darüber ragt wieder eine Perle unter den etschländischen Burgen, Braunsberg, am meisten bekannt durch die Sage von der tugendreichen Jutta von Braunsberg, die freilich mit einigen Varianten von manchem andern alten Schlosse auch erzählt wird: Als im dreizehnten Jahrhundert ein Ritter von Braunsberg in's heilige Land zog, liess er seine schöne Gemahlin Jutta im Schutze des Burgvogtes zurück. Der letztere suchte von heftiger Liebe zu ihr entbrannt, die junge Frau zu verführen, und als ihm dies nicht gelang, verwandelte sich seine Leidenschaft in Hass. Er liess seinem Herrn, als dieser sich bereits auf der Rückreise befand, berichten, Jutta sei ihm untreu geworden, und voll Zorn befahl der Ritter seine Gattin in den Kerker zu werfen. Jutta jedoch stürzte sich, als sie diesen Urtheilsspruch hörte, von der Höhe der Burg in den tosenden Wildbach hinab und ging unverletzt und freudig grüssend ihrem soeben heimkehrenden

Gemahl entgegen, der durch solches Wunder ganz von ihrer Unschuld überzeugt ward. Heute noch sieht man in der Schlosskapelle von Braunsberg eine bildliche Darstellung dieser Historie mit der Unterschrift: »Ain gross Wunder ist geschehen, wie man allda abgemahlt thuet sehen!«

Lana besass schon in früheren Jahrhunderten den Ruf grossen Reichthums, und seine Fruchtbarkeit wird in einem Landreime von 1558 gepriesen, in dem es heisst:

»Lana an der Etsch hat viel Preiss
In fünf Stuckhen, das merk mit Fleiss,
An Heu, Wein, Traid, Visch, Krepse ist's reich.
An der Etsch ist nit pald sein gleich.«

Die Bauern führen ein sehr beschauliches Leben, das zwischen Arbeit und Gebet getheilt ist, aber einmal im Jahre, da herrscht ein lautes Treiben und eine Lustbarkeit zu beiden Ufern der Valschauer, wie man dergleichen in Tirol kaum wiederfindet; die Feier des Mariageburtsfestes am 8. September ist berühmt im ganzen Lande und es kommen dazu die Leute aus den umliegenden Thälern meilenweit herbei. Ueberall erheben sich Triumphbögen aus Laub und harzduftendem Nadelgrün, die Musik rauscht und gellt und dazwischen läuten die Glocken in vielstimmigem Chore und donnern die Böller unaufhörlich; denn in der ganzen Welt wird nicht so viel unnützes Pulver verknallt wie in Tirol und in ganz Tirol nicht so viel wie in Lana zu Mariä Geburt. Der Glanzpunkt des Festes aber ist die

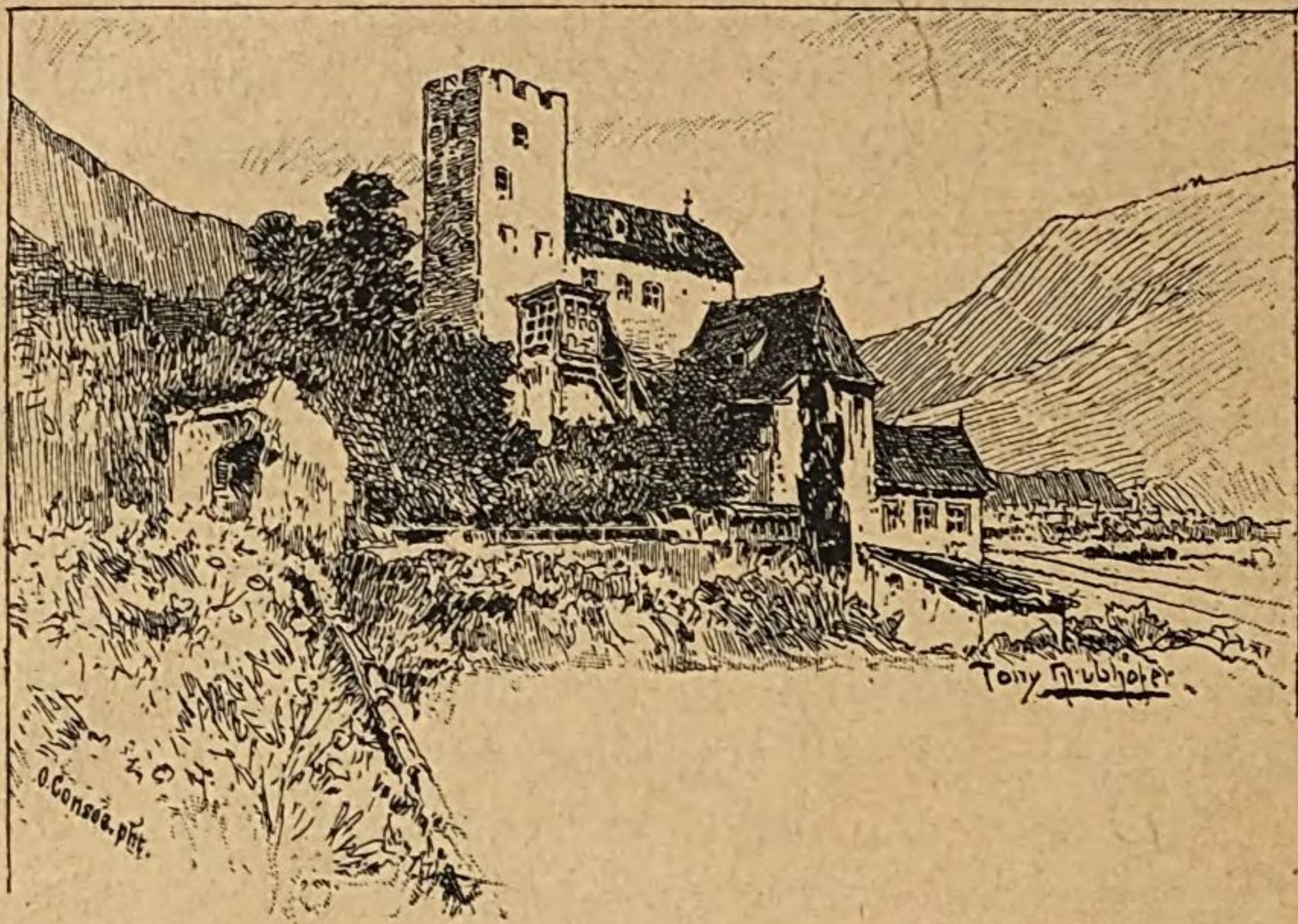
Prozession mit dem »Fahnenschwingen«: da sieht man noch die alten Nationaltrachten der Gegend, unter denen allerdings die rothaufgeschlagene Lodenjacke der Burggräfler vorherrscht; die Deutschordenspriester tragen ihre weissen, weiten Mäntel mit dem schwarzen Kreuz und die Fahnen-träger haben rothgrüne und weissgelbe Röcke.

Bei Lana beginnt das *Ultenthal*, welches mit seiner grossartigen Gebirgsnatur, dem schäumenden Forellenbache und den schwarzschattigen Wäldern einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Man gelangt hinter Braunsberg über den Sonnenberg hinein, und dann führt der Weg durch das auf grünem Hügel aufgebaute Dorf St. Pankraz und die unheimliche Klamm des »Maraunerloches« zu dem heilkräftigen *Mitterbad*, welches man wegen seines ungemein starken Eisenwassers gern das tirolische Franzensbad nennt; das Mitterbad liegt fast 1000 Meter über dem Meere und mehr als 600 Meter über Meran und ist mit seiner berühmten vitriolischen Eisenquelle eines der ältesten und besuchtesten tirolischen Bäder; das Wasser wird auch zum innerlichen Gebrauch verordnet und die Erfolge, welche damit erzielt worden, sind theilweise erstaunliche. Aber nicht nur Leidenden ist der Besuch von Mitterbad zu empfehlen; wer die Höhe nicht liebt, findet hier eine Sommerfrische, wie sie kaum geeigneter zu denken ist. Prächtige, sanft ansteigende Spazierwege durchschneiden den alten Wald, der Schatten und Kühlung bietet; ferne dem Geräusche der

Welt, hat man bei *J. Kirchlechner*, dem auch das vorzügliche *Hotel Arco* in *Arco* gehört, jene ausgezeichnete Verpflegung, wie sie jetzt auch in Tirol immer seltener wird. Eine angenehme, heitere Geselligkeit herrscht auf der Badeterrasse von Mitterbad und für einigen Comfort ist trotz der Abgelegenheit auch bereits gesorgt. Ausser 93 anständig möblirten Zimmern sind zwei Speisesäle vorhanden, ein Café und Billard, ein Conversationszimmer mit Clavier und Zeitungen, ausserdem Kegelbahn, Kapselschiessen und Gesellschaftsspiele für Alt und Jung.

In und von Mitterbad erzählt man sich übrigens eine Geschichte, die noch viel wunderbarer klingt, als die Sage von der tugendsamen Jutta von Braunsberg, für deren Richtigkeit ich aber selbstverständlich keine Garantie übernehme:

Da soll nämlich vor vierzig oder mehr Jahren mehrere Sommer hintereinander ein preussischer Junker in Mitterbad eingekehrt sein, nicht jedoch wegen der Eisenquelle oder des Tannenschattens, sondern wegen der lieblichen Badmeisterstochter, der »Holzner-Franzl«, und endlich soll er um dieselbe geworben, aber einen Korb davon getragen haben, weil der Preuss' luthrisch war und die Badmeisterseheleute als streng- und rechtgläubige Katholiken einem solchen ihre Franzl nicht geben wollten. Die Holzner-Franzl heirathete dann nach Salzburg, wo sie verstorben ist — der preussische Junker aber wäre heute — deutscher Reichskanzler und heisse Fürst Bismarck.



Lebenberg.

Wo ist ringsum in deutschen Gau'n
 Ein Erdenfleck, gleich dir, zu schau'n?
 Denn ob du prangst im Blütenmeer,
 Ob dicht im Herbstlaub früchteschwer,
 Ob tief beschneit dein Alpenkranz
 Sich strahlend sonnt im Winterglanz:
 Gleich reich in jeder Jahreszeit
 Bist du mit Zauber angethan,
 Du von dem Gott des Lichts gefeit,
 Tirolisch Paradies Meran!

Oskar von Redwitz.

Heinrich Noë hat einmal behauptet, dass Meran ein gut Theil seines reissenden Aufschwung's als Kurort seinem südlich klingenden Namen zu danken habe; wem fallen da nicht die Worte Romeo's ein:

»Was ist ein Name, was uns Rose heisst,
Wie es auch hiesse, würde lieblich duften,«

Und doch ist ein Körnchen Wahrheit daran, denn mit dem Namen »*Meran*« steigt vor der Phantasie des Nordländers der Süden auf mit seiner ganzen Pracht, mit seiner goldenen Sonne, mit seinen linden Lüften und berauschenden Düften. Weder Nizza noch Nervi, noch Pegli üben diesen wunderbaren Zauber aus, der vielleicht sonst nur noch dem Namen »*Bellaggio*« eigenthümlich ist; und trotzdem ist es nicht der volle strahlende Süden der Riviera, der uns in Meran umfängt, aber mitten im Schnee der Alpen liegt es — ein Paradies.

Wer dasselbe mit einem Blicke umfassen will, muss nach Schloss *Lebenberg* gehen, der unter den Marlinger Bergeshängen ragenden weitläufigen Veste der Grafen von Fuchs. Dort auf der Schloss-terrasse oder im kühlen Schatten der Kastanien, die sich in dichten Beständen bis an die Burg-mauern drängen, kann man träumen, denn es ist ein zauberhaftes Bild, das sich vor uns aufbaut. Im bläulichen Dufte südlicher Sonne liegt da die alte Maja vor uns, und es wollte mir nie in den Sinn, dieselbe in Meran und Mais zu trennen; trotz des mitten im Kurrayon erhobenen Brücken-zoll's ist es ein Ganzes, wie Maja die nach der Mutter des Gottes Merkur benannte, aus einer Römermansion emporgewachsene reiche Stadt, die einst hier stand und zu Anfang des neunten Jahrhunderts durch den sogenannten Naifer Bergsturz verschüttet worden ist. Auf den Felstrümmern

dieses gewaltigen Elementarereignisses blühte dann die alte Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft Tirol auf, denn die Etsch entlang führte, noch ehe die übrigen Alpenwege, namentlich der durch das Eisackthal, eröffnet waren, bereits die von den Römern angelegte Strasse durch Vintschgau nach dem Norden, und in dem Namen Meran wollen spitzfindige Gelehrte eine Erinnerung an die Göttin Maja wiederfinden, indem sie ihn als Mairain oder Rain der Maja erklären. Schnell wachsend und bald Sitz der Gaugrafen, dann Residenz der Landesfürsten aus Görzischem Hause und der Erzherzoge bis auf Sigismund den Münzreichen, erlangte Meran eine hohe Bedeutung im Lande. Seit jedoch unter Kaiser Max der Schwerpunkt von Südtirol über den Brenner und nach Innsbruck verlegt worden war, ging es mit der schönen Stadt bergab, bis ihr in unseren Tagen eine »fröhliche Auferstehung« vergönnt ward.

Die Entwicklung Meran's als Kurort darf in den letzten Jahren phänomenal genannt werden, doch war sein heilkräftiges Klima schon immer berühmt und geschätzt, ja es hat sogar vor 300 Jahren veritable Kurgäste gehabt, und zwar sind diese urkundlich ersten Kurgäste Niemand Geringeres als die beiden Töchter des deutschen Kaisers Ferdinand I. Dieselben hatten ihre Residenz in Innsbruck und wählten 1564, als im Innthale eine Epidemie herrschte, auf Anrathen der Aerzte »das ausgezeichnet Ort Meran« zum längeren Aufenthalt; die eine Erzherzogin langte dortselbst

schon schwer leidend an, fand aber nach einem Schreiben des Hofarztes Dr. Meranda ihre volle Gesundheit wieder und konnte im April 1565 ganz genesen nach Innsbruck zurückkehren.

Auch Meran ist wie Bozen umgeben von unzähligen Schlössern, welche von Anton Edlinger geschildert und von Tony Grubhofer gezeichnet, den Inhalt eines empfehlenswerthen Prachtwerkes »Aus deutschem Süden« bilden, weshalb ich hier nur zwei erwähnen will, welche in diesen Blättern nicht fehlen dürfen, das uralte Tirol und das weithin blickende Schenna, zwei Burgen, deren Namen auf's innigste mit der Geschichte des Landes verknüpft sind.

Nach Norden zu wird das Meraner Thal von dem massigen, aber nicht besonders charakteristischen Küchelberge gegen die rauhen Winde geschützt; an dem steilen Abhang erhebt sich, durch eine schauerliche Schlucht von dem gleichnamigen Dorfe getrennt, Schloss *Tirol* mit seinen hellen Mauern. Es verdankt seine Entstehung den Römern, welche den hochgelegenen, das ganze Thal beherrschenden Punkt zum Schutze der Strasse durch Vintschgau, sowie der Bergverbindungen über den Jaufen nach dem heutigen Sterzing befestigten und Teriolis nannten. Später setzten sich die fränkischen Gaugrafen in die fast uneinnehmbare Veste, und aus denen erwuchsen im Laufe der Jahrhunderte die Grafen von Tirol, die selbständigen Herren im Gebirge. — Jenseits des weiten Etschthales, wo das Mendelgebirge jäh zum Strome

abstürzt, thront gegenüber der alten, an anderer Stelle ausführlich behandelten Raubveste Greifenstein auf einem weithin sichtbaren Porphyrfelsen *Hoch-eppan*, das einst im frühen Mittelalter mit Tirol um den Vorrang gestritten, denn dort herrschte ein anderes Dynastengeschlecht, die aus Bozen vertriebenen Grafen welfischen Stammes, die Einzigen, die es unternehmen durften, sich mit den Herren von Tirol zu messen. Wie sich die beiden Schlösser Tirol und Hocheppan trotzig die Stirne zeigen, so standen sich auch die hier hausenden Grafenhäuser feindlich gegenüber, denn in ihnen waren jene beiden grossen Gegensätze verkörpert, welche im Mittelalter die ganze Welt bewegten, und auch im Etschlande ertönte der Schlachtruf: »Hie Welf — hie Waiblingen!« — der lockende Lohn des Sieges musste die Obmacht im Lande sein. Ich habe einmal vor langer Zeit eine treffende Charakteristik der beiden concurrirenden Geschlechter gelesen, erinnere mich aber nicht mehr wo: Die Eppaner, hiess es da, mit dem Blick den Norden und Süden gleichzeitig umfassend, glänzend und ritterlich, aber auch verschlagen und gewalt-sam, suchten ihre Vorbilder im nahen Wälschlande; wälsches Blut rollte in ihren Adern, denn ihre Frauen entstammten meist italienischen Familien, wogegen die tirolischen Grafen, deutsch vom Scheitel bis zur Sohle und starren Sinnes, die Ghibellinen des Landes, sich fast immer in's deutsche Reich hinaus auf Brautschau wandten. Zuletzt beschworen die Eppanen in ihrem Ueber-

muthe den grossen Hohenstaufenkaiser Friedrich Rothbart über sich, auf dessen Befehl ein anderer Welfe, Heinrich der Löwe, ihre Burgen, ihren Trotz und ihre Grösse brach. Damit hatte der Wettbewerb ein Ende, und als die Eppaner gar bald darauf ausstarben, fiel Hocheppan an die Grafen von Tirol, die sich inzwischen zu veritablen Fürsten ausgewachsen hatten, aber auch bereits ihrem Untergange zusteuernten: Albert III. von Tirol hatte nur Töchter, von denen Adelheid die Herrschaft des Alpenlandes an das Haus Görz brachte; Adelheid's Enkel jedoch, jener Heinrich, der sich so gern König von Böhmen nennen liess, hatte ebenfalls keinen Sohn mehr: 1313 wurde ihm aber eine Tochter geboren, die Erbgräfin Margarethe, *Margarethe Maultasch* heisst sie im Volksmunde und in der Geschichte.

Wir leben im Zeitalter der »Rettungen«; Tiberius, Livia, Claudius, Julia, Lucrezia Borgia und Maria Stuart sind mit mehr oder weniger Erfolg reingewaschen worden, man hat sich auch der Gräfin Margaretha erbarmt und es versucht, ihre berüchtigten Liebesabenteuer in's Gebiet der Mythe zu verweisen, lassen wir sie dort ruhen. Warum sollten diese Erzählungen mehr Glauben verdienen als ihr von Malern und Poeten so oft behandelte Kriegszug nach Kärnten und die Belagerung von Hochosterwitz, welche, wie geschichtlich nachgewiesen, ganz auf Erfindung beruhen — etwa weil man früher auf Tirol einen silbernen Becher als von ihr stammend gezeigt haben »soll«,

der die Aufschrift trug: »Steter Liebesmangel ist meines Herzens Angel«? Auch das Vorrecht der Passeirer, die Burgwache in Tirol zu beziehen, finde ich nicht so compromittirend, die Passeirer waren eben stark und treu, während Margarethe sich auf die böhmische Gefolgschaft ihres ersten Gemahls ebenso wenig verlassen konnte, wie auf die bayerischen Mannen des Markgrafen Ludwig! Und wenn Margarethe während ihrer Regierung zahlreiche Adelige durch reiche Sckenkungen auszeichnete, so ist das auch nicht auffallend, sie war des verschwenderischen Königs Heinrich Tochter und brauchte Männer, die ihr ergeben waren, denn die Zeiten waren unruhig und ihre Lage keine leichte.

Margarethe wird uns von den Historikern als sehr unschön geschildert; 1330 wurde sie, 12 Jahre alt, dem damals neunjährigen Prinzen Johann von Böhmen angetraut; als aber das Prinzlein heranwuchs, wurde es ein ziemlich roher Bursche, der seine Frau rauh behandelte, sogar häufig biss und kratzte, während er sich gleichzeitig durch sein Gebahren die Zuneigung der tirolischen Edlen verscherzte. Deshalb dachte Margarethe nur daran, wie sie ihren Gatten loswerden könnte und entledigte sich der ehelichen Fessel schliesslich auf eine höchst schneidige Art. An einem lauen Novembertage 1340, als Johann auf der Jagd war, überwältigte Margaretha mit Hilfe ihrer Passeirer die böhmischen Beamten und Getreuen ihres Gatten und jagte sie davon,

dann liess sie die Schlossthore verrammeln, und als Johann heimkehrend Einlass begehrte, erklärte man ihm höhnisch, er möge sich eine andere Herberge suchen. Ebenso wurde er von allen anderen Burgen abgewiesen und fand nach langer gefahrvoller Flucht erst bei dem Patriarchen von Aquileja Obdach und Schutz. Ein so schmäliches Ende bereitete Margarethe der luxemburgischen Herrschaft in ihrem Lande, um bald darauf trotz des gegen sie geschleuderten Kirchenbannes eine zweite Ehe einzugehen und zwar mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, der damals eben Wittwer geworden war. Der Bräutigam, ein stattlicher Mann, kam mit seinem Vater, Kaiser Ludwig dem Bayern um Lichtmess 1342 nach Burg Tirol, wo am 10. Hornung »Handschlag und Beylager in gegenwart des Kayzers von des Kayzers sun, genannt Markgraf Ludwig von Brandenburg und frawen Margarethen, König Heinrich's von Beham tochter« vollzogen wurde, wie die alte Chronik so schön sagt. Das waren grosse Zeiten für Tirol, aber als Markgraf Ludwig gestorben und sein Sohn Meinhard III. ihm im blühendsten Alter gefolgt war, hatte das fürstliche Treiben an dem Abhange des Küchelberges ein Ende für immer, denn die völlig verwaiste Margarethe dankte, da sie sich zu schwach fühlte gegenüber den immer bedrohlicher werdenden Zeiten, am 2. September 1363 zu Gunsten der österreichischen Herzoge ab und behielt sich nur vier Ansitze und eine nach heutigem Gelde

112,000 Gulden betragende Jahresrente vor. Herzog Rudolf von Oesterreich übernahm auch ihre Schulden, und Margaretha verliess Tirol, um nach Wien zu ziehen und dort »geehrt und geschätzt von den Habsburgern, die ihr so viel verdankten«, ihre letzten Lebensjahre zu verbringen.

Schloss Tirol kam zwar auch an das Haus Habsburg, aber die Fürsten stiegen nicht mehr auf die Höhen, sondern hielten im Thale Hof, wo Erzherzog Sigismund die reizende landesfürstliche Burg erbaute. Tirol aber ist gehegt und gepflegt immer im Besitze der Landesherrn geblieben bis auf die kurze Zeit der bayerischen Herrschaft unter der es 1808 an den Meistbietenden verkauft wurde. 1814 löste die Stadt Meran die Burg wieder ein und stellte sie dem Kaiser Franz zurück, denn es galt und gilt noch heut der Grundsatz: »Kein Landesfürst in Tirol, ohne im Besitze des Schlosses Tirol.«

Nie so glänzend, aber in der Gegenwart besser, ist's der über dem Eingang zum Passeierthal liegenden Burg *Schenna* ergangen, welche, nachdem sie schon seit Jahrhunderten ihre historische Bedeutung verloren, in der neueren Zeit mit einem romantischen Schimmer verklärt worden ist. Im Mittelalter gehörte Schenna zu dem grossen Besitze der Starkenberger und spielte, da Ulrich von Starkenberg hier hauste, eine grosse Rolle in den unter »Greifenstein« geschilderten Kämpfen mit Herzog Friedrich. Im Jahre 1423, als der

Herzog dem trotzigen Ritter zu Leibe ging, begab sich dieser eilends nach Wien, um dort bei den Vettern und Brüdern des Herzogs heftige Klage zu führen, während seine Gattin Ursula, geb. Truchsess von Waldburg, allein auf Schenna zurückblieb und, als Friedrich sich mit Heeresmacht davorlegte, die Vertheidigung des übrigens gut verwahrten Schlosses übernahm. Sie war ein heldenmüthiges Weib und trotzte mit einem kleinen Häuflein Getreuer sechs Wochen lang; erst, da auf Ersatz nicht mehr zu rechnen war, übergab Ursula die Veste gegen freien Abzug und eilte auf den Greifenstein, um dort den Kampf fortzusetzen und Zeugin zu sein des Unterganges ihres Hauses — als Wilhelm, ihr Schwager, nach langer Belagerung geflohen war, und die Besatzung von Greifenstein am 27. November 1426 kapitulirt hatte, erhielt die muthige Frau von Herzog Friedrich die Erlaubniss, alle Kleinodien und die reichen Silbergeschirre der Starkenberger, sowie die kostbaren Gewänder mit sich in ihre Heimath nach Schwaben zu nehmen, einzig und allein gegen die Auslieferung aller Schriften, Urbarbücher und Register, die ihr Gatte und dessen Bruder besessen.

Seitdem hörte man von Schenna nichts besonderes mehr, aber in diesem Jahrhundert erwarb es Erzherzog *Johann von Oesterreich*, um seinem Sohne dem Grafen von Meran eine Art Stammsitz zu schaffen; hierher führte der populäre und namentlich von den Tirolern angebetete Prinz

seine junge Gattin, die reizende Postmeisterstochter Anna Plochl von Alt-Aussee; in der kleinen gothischen Kapelle, die dicht am Bergeshang steht, ist das Paar, das allen Vorurtheilen zu trotzen vermocht und eine selten glückliche Ehe geführt hat, beigesetzt, sodass einer der schönsten Romane, der an Romantik den der Augsburger Kaufherrentochter Philippine Welser noch übertrifft, hier über dem herrlichen Gefilde von Meran seinen Abschluss gefunden hat.

Gleichsam gehütet von den beiden Burgen Schenna und Tirol liegt der Kurort Meran-Mais, dessen Lob ich nicht erst zu singen brauche, denn das feste Zusammenhalten seiner Bürger und die eiserne Konsequenz Einzelner haben ihm bereits Weltruf geschaffen. Wie verschwenderisch hat aber auch die Natur dies Thal ausgestattet — kann es einen seltsameren Gegensatz geben, als wenn im Frühjahre die Berglehnen mit blühenden Pfirsich- und Mandelbäumen bedeckt sind und man den Blick von diesem rosigen Blütenmeer abwendet, auf den Thaleinschnitt von Vintschgau zu, in welchem im Schatten schwarzer Tannen die jugendliche Etsch in schimmernden Kaskaden scheinbar direkt von den gewaltigen, darüber ragenden Schneehäuptern herabstürzt!? Aber abgesehen von der hohen Schönheit der Landschaft hat Meran die reizendsten Anlagen, deren sich ein Kurort rühmen kann; dieselben sind mit geschickter Ausbeutung der Terrainverhältnisse hergestellt und zwischen ihnen jagt die aus Andreas

Hofer's Heimath kommende Passer ungestüm über Steingeröll an der Stadt vorbei der nahen Etsch zu.

Verführerisch wäre es, die unzähligen Schlösser und Edelsitze zu schildern, welche über den sanften Hang von Obermais verstreut sind; doch verweise ich lieber nochmals auf Edlingers Werk »Aus deutschem Süden, das mit Ausführlichkeit die erwähnenswerthen Punkte behandelt.

Aber zurück nach unserm Ausgangspunkte *Lebenberg*. In drei kräftigen Absätzen baut sich das Schloss auf und nimmt sich mit seinem von Zinnen gekrönten Viereckthurm gar stattlich über den Rebgeländen von Tscherm's aus; sonst ist über den alten Bau nicht viel zu sagen. Einen eigenthümlichen Eindruck machen die Höfe, in denen die Treppen frei zu den verschiedenen Stockwerken emporführen; im übrigen erscheint aber die weitläufige Fuchsenveste durch die erwerbsfleissige Neuzeit arg und gründlich profanirt, denn der jetzige Besitzer hat Fremdenwohnungen darin eingerichtet und die graue Alterthümlichkeit des Schlosses musste sich hinter einer zwar sehr wohlanständigen aber ganz abscheulichen Tünche verstecken. Unvergleichlich jedoch und durch nichts zu zerstören bleibt die wundervolle Aussicht von der Terrasse und von den Fenstern der thalseitigen Zimmer, nicht nur auf das vom zerklüfteten Ifinger und der Muthspitze beherrschte Meran, sondern auch auf das Etschland hinab, auf die bewaldeten Vorberge bei Bozen und

den schneebedeckten Kranz der Dolomiten und Fleimser Berge.

Lebenberg ist in weiteren, namentlich Künstlerkreisen, sehr bekannt geworden durch *Friedrich Lentner* und die von ihm verfasste und mit humoristischen Bildern reichverzierte Chronik, welche nach mittelalterlichem Vorbilde mit der Erschaffung der Welt beginnt und endlich die Geschichte der von Lentner gegründeten fröhlichen Gesellschaft vom »*Stehwein*« zum Besten gibt. Wenn man von Lebenberg erzählt, so darf man den Stehwein nicht vergessen, denn vor Jahrzehnten, da Meran eben erst anfang ein Kurort zu werden, war es diese heitere Gesellschaft, mit ihren meist nach Lebenberg gerichteten festlichen Aufzügen und den von Lentner veranstalteten Lustbarkeiten, welche es den ersten Kurgästen in der gastfreundlichen Passerstadt so angenehm als möglich zu machen suchte, und Lentner, der Münchener Maler-Poët, der 1843 seiner Gesundheit halber nach Tirol gekommen war und hier seine zweite Heimath gefunden hatte, hat sich mit dem frohen Treiben, zu dem seine unerschöpfliche Künstlerphantasie in der herrlichen Natur Merans immer neue Anregung fand, wahrhaft unsterbliche Verdienste um den Kurort erworben. Die Lebenberger Chronik erzählt uns von vielen schönen Stunden, welche Lebenberg damals gesehen, und manchem edlen Namen begegnen wir auf ihren Blättern. Als Herzog *Max in Bayern*, der Vater der Kaiserin Elisabeth, der ein grosser Gönner

des Stehweins war, nach Meran kam, veranstaltete Lentner zu seiner Begrüssung einen lustigen Auszug mit Fahnen und rauschender Musika nach der Veste Lebenberg, wo der Herzog sein Glas »auf das Wohlsein und Gedeihen des edlen Stehweins zu Meran« erhob und in das Chronikbuch die Worte schrieb: »Ewig unvergesslich werden mir die frohen Stunden sein, die ich hier zuzubringen das Glück hatte«.

Lentner starb am 20. April 1852, aber die Erinnerung an ihn wird in Meran noch lange fortleben. In Lebenberg sind fast alle Wände von ihm mit einem sinnigen Spruch oder einem Bilde geschmückt worden — der gemüthlichste Raum im ganzen Schlosse ist die Lentnerstube, in der er gewohnt und gedichtet und die er mit nachstehenden Versen besungen hat:

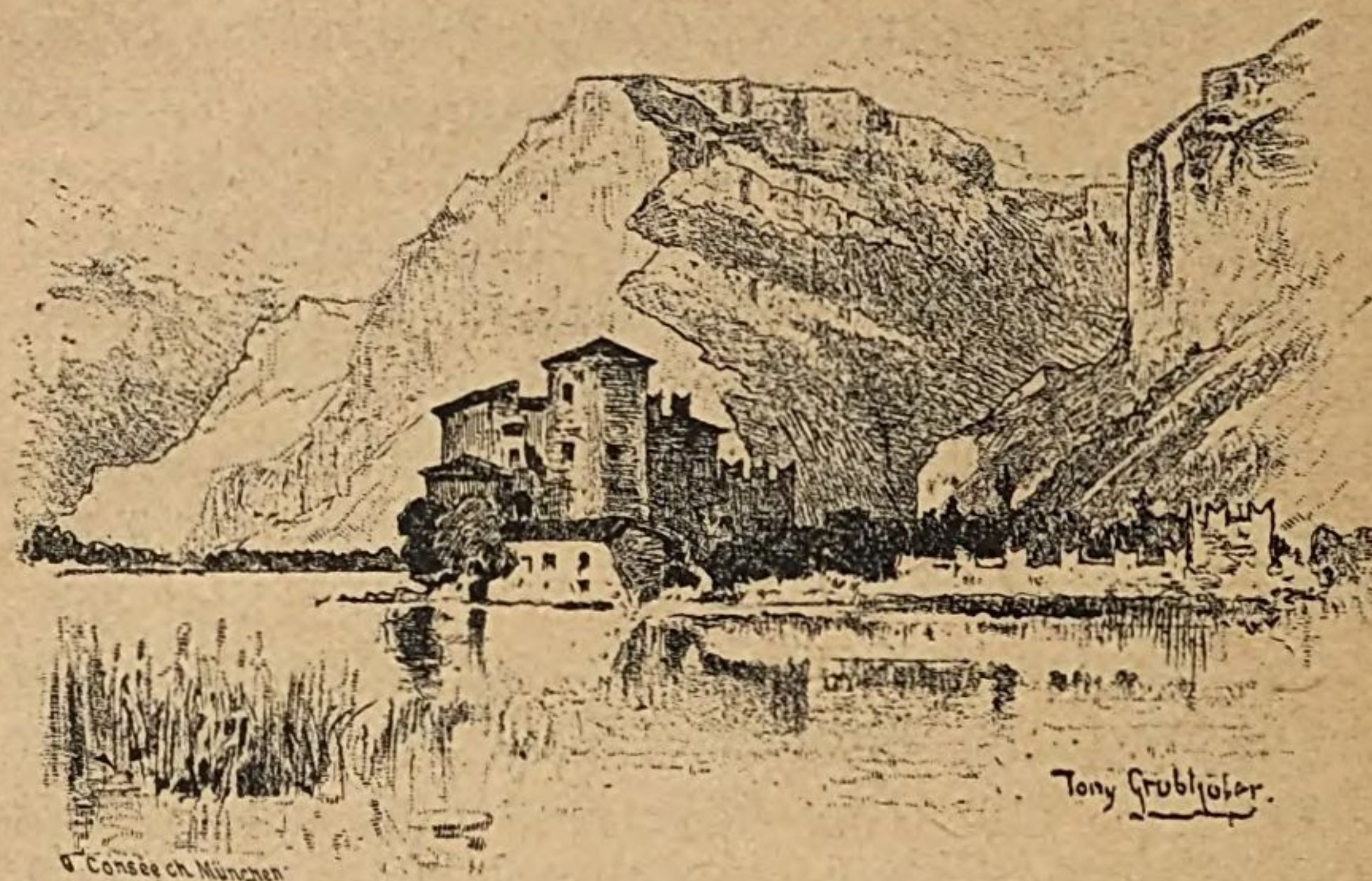
Liebstes Stüblein hier im Hause,
Stillen Glücks verschwieg'ne Klause,
Schöner Träume Heimath du!

Bleib' die Herberg froher Herzen,
Trosteszelle stummer Schmerzen,
Treuer Freundschaft sich'res Zelt!

Eine Freistatt der Bedrängten,
Trotze jenen, die sie kränkten,
Jedem Gast gieb Rast und Ruh!

In der Lebenberger Veste
Zeig' dem Fremdling du das Beste
Draussen — Gottes schöne Welt!





Castell Toblino.

Was ist irdische Grösse?!
 Ein junger Priester brach sich durch die Menge Bahn und wurde von dem Pförtner in das Palais eingelassen; da wollten alle die zerlumpten Weiber und ungewaschenen Buben, die auch vor dem Portale warteten, nachdrängen, doch schnell schloss sich hinter dem blassen Manne im langwallenden schwarzen Gewande das Thor, über dem das Wappen mit Flor umhüllt war und die schweren Falten einer Trauerflagge in dem letzten, schwachen Wehen der Ora rauschten.

Auch ich wartete geduldig, bis Alles eingelassen wurde — es begann jedoch ein Drängen und Stossen, ein Schreien und Fluchen, dass ich darauf verzichtete, mich in dieses Gewühle zu stürzen; erst als der Strom sich etwas verlaufen hatte und die Ersten das Palais bereits wieder verliessen, stieg ich langsam die Treppe empor zu dem Gemache, in welchem Fürstbischof Dellabona von Trient auf dem Paradebette ausgestellt war. Der Raum war als *Chambre ardente* hergerichtet worden, und vor dem Katafalk, der von brennenden Kerzen umgeben war, standen ein paar magere Geraniumtöpfe — das war Alles, was das hochwürdige Dom-Capitel für den verstorbenen Oberhirten übrig gehabt. Dafür tönte das nervenerregend monotone Gemurmel halblauter Gebete von den Lippen einiger Priester, und ein bedrückender Duft von Weihrauch, Balsam und Cypressen erschwerte das Athmen. Ach, was ist irdische Grösse?! Da lag der Mann, dessen Erhebung auf den Stuhl des heiligen Vigilius der Clerus und die »frommen Bauern« von Tirol wenige Jahre vorher so erbittert bekämpft hatten, still und todt. Er war nicht mehr zu fürchten, und was hatte man nicht gethan, um seine Wahl abzuwenden! Vergeblich hatte man einst Bittgänge veranstaltet und sogar eine Deputation an den inzwischen auch verstorbenen Cardinal Franzelin, der ein Tiroler von Geburt war, gesendet; denn die Herren in der Bozener Probstei mochten der Fürbitte der Heiligen doch nicht recht trauen, und

wussten, dass ein Jesuiten-Cardinal in mancher Beziehung mehr vermag, als alle Heiligen zusammen. Nun hatten sie Ruhe, und der Mann, der sich seiner Zeit, die Inful auf dem Haupte und in vollem Ornate, am Thore des Bozener Friedhofes dem Einzuge eines protestantischen Begräbnisses widersetzt hatte, durfte von neuem auf den Fischer-Ring hoffen, denn der Propst von Bozen ist der geborene Nachfolger des Fürstbischofs von Trient — aber auch diesmal wurde er übergangen und musste bekanntlich dem Herrn Valussi weichen, da man den Wälschen keinen deutschen Bischof zu geben wagte.

Ich war nicht aus purer Neugierde hieher gekommen; der Todte hinter den Geraniumstöcken war mir ein Gönner gewesen, und ich werde nie den 23. Dezember 1882 vergessen, wo ich mit dem ersten Zuge, der nach den Herbstüberschwemmungen von Bozen aus wieder abgelassen wurde, unter Schneegestöber und gleichzeitigem Donner und Blitz nach Trient gefahren bin — es galt, das kirchliche Verbot, welches der Vorgänger Dellabona's, Riccabona, in heiligem Eifer über die Bozener Zeitung verhängt hatte, zu beseitigen; Dellabona machte keine Schwierigkeiten, denn er war kein Fanatiker, kein streitbarer Mann von der Art des Bischofs Gasser von Brixen, ja er war im Rahmen des Clericalismus ein liberaler Mann, und deshalb war er auch so viel angefeindet worden von seinem eigenen Clerus, deshalb lag auch der Mann, der es verstanden hatte, mit

seinem Glauben auch Toleranz zu vereinigen, auf der Bahre eigentlich unbedauert und unbetrauert, trotz der Thränen, die ihm offiziell nachgeweint wurden, trotz der Tausende von Messen, die man für ihn las, trotz der ungezählten Glocken, welche bis hoch hinauf an die Baumgrenze zu beiden Seiten der Etsch die Luft erzittern machten. Und wie ich da stand in der *Chambre ardente* und die traurigen Geraniumstauden vor mir sah, da stieg eine ganze Reihe glänzender und prachtvoller Bilder vor meinem Geiste auf. Ach, was ist irdische Grösse! Früher hatten die Fürstbischöfe von Trient nicht in dem bescheidenen Palais auf dem Postplatze gewohnt, sie wohnten überhaupt nicht, sie hielten Hof in dem festen Trientinerschlosse, in dem *Castello al buon consiglio*, jene mächtigen Thun und Spaur, jener Bernhard von Cles und die Madruzzi. Ja, ja, die *Madruzzi*; wie gross waren sie und auch von ihnen ist kaum *mehr* übrig, als der Name; selbst ihr zu einem einfachen Wirthschaftsgebäude degradirtes Stammschloss unweit Padergnone, hoch oben an der Strasse nach Cavadine, erzählt nichts mehr von der Pracht, von dem wahrhaft fürstlichen Aufwande, den das üppige, hier gross gewordene Grafengeschlecht, eines der reichsten im Lande, dortselbst entfaltet hat — aber drunten im Thale an der sonnigen Strasse, die von Trient nach Arco führt, liegt ein kleiner See, und auf einer schmalen Landzunge ragt, die Quadern seiner Grundmauern in den kühlen Fluthen badend, mit

seinen Dächern und Thürmen aus schattigen Baumwipfeln auftauchend, das altberühmte *Castell Toblino*.

Es ist eine einsame Gebirgsgegend, gewaltige Felswände starren zum grössten Theile nackt und kahl in die südlich weiche Luft empor und umrahmen das Bild; im Grunde und auf den unteren Hängen reifen die Limonen und kocht in der Spätsommergluth der süsse Saft in den Trauben; dazwischen aber ragen hundertjährige Cypressen schwarz empor und geben der Landschaft ein etwas melancholisches Gepräge; das Schloss scheint zu träumen, wie Dornröschen's Burg, ehe der Prinz gekommen, und der ist für Toblino kaum mehr zu erwarten. Die grossen Zeiten sind vorüber, und Castell Toblino hat nur mehr für die Maler und Poeten Reiz, doch nein, ich will nicht ungerecht sein, es ist ja die Heimat des wunderbaren vino santo, des heiligen Weines, dessen Ruhm älter ist, als das ganze Schloss, denn ihn besang schon Virgil: »Et quo te carmine dicam Rhaetice? Nec cellis ideo contende Falernis.« Und wem der Staub des Sarcathales die Kehle ausgetrocknet hat, der verabsäume nicht, in dem kühlen Schatten des gewölbten Gemachs zu erproben, ob die römischen Imperatoren, auf deren Tafel der räthische Wein nie fehlen durfte, ob der alte Sänger der Aeneis einen guten Geschmack gehabt. Wer hier aber den goldigen Trank schlürft, der lasse seine Gedanken ein paar Jahrhunderte zurückschweifen bis in die Zeiten der Madruzzi.

So wie die Schlösser Madruzzo und Toblino im Sarcathale nicht weit von einander liegen, so sind auch ihre Namen in der Geschichte des Hochstiftes meist vereint zu finden, denn Toblino gehörte der Mensa und war die beliebteste Sommer-Residenz der Fürstbischöfe, während von Madruzzo das gewaltige Geschlecht stammte, welches das Bisthum durch mehr als ein Jahrhundert besessen und beherrscht hat — eine Dynastie von Fürst-Bischöfen. Wie ein weltliches Scepter sich von Generation zu Generation vom Vater auf den Sohn vererbt, so ging hier der Krummstab viermal von dem Oheim auf den Neffen über, und das Haus Madruzzo sorgte auch eifrig dafür, dass immer junger geistlicher Nachwuchs vorhanden war. Als der grosse Cardinal Bernhard von Cles die Augen geschlossen hatte, folgte ihm 1539 Christoph Madruzzo; dann kam Ludwig Madruzzo 1567 und 1600 Karl — man wusste es schon gar nicht mehr anders, als dass ein Madruzzo den Krummstab führte, und so zog 1629 der jugendliche *Karl Emanuel* ohne Widerrede in's Castell al buon consiglio ein; nicht ein Bischof wie alle übrigen, nein, wie ein seit unvordenklichen Zeiten bei seinem Geschlecht verbliebenes, vererbtes Recht beanspruchte er die Herrschaft und als ein solch vererbtes Recht erhielt er sie auch. Kann man es ihm verdenken, dass sich in seinem Herzen der Wunsch regte, Trient zum wirklichen Eigenthum seines Hauses zu machen? Er war jung, ehrgeizig und thatendurstig — in seinen Adern

floss kein träges, durch Askese abgekühltes Priesterblut; wie der feurige Wein, der am Fusse seiner Stammburg und um Castell Toblino gedeiht, kochte und gährte es in ihm, und so fasste er den kühnen Plan, Trient zum weltlichen Fürstenthume zu machen und selbst der Stammvater eines wirklichen Fürstengeschlechts zu werden. Dachte er vielleicht an Albrecht von Hohenzollern, den letzten Hochmeister des Deutschen Ordens und ersten Herzog von Preussen, der das Ordensschwert mit dem weltlichen Scepter vertauschte? Oder dachte er an jenen Erzbischof von Köln, Gebhard Truchsess von Waldburg, welcher 1582 mit dem geistlichen Kurfürstenthum Köln ein ähnliches Experiment versuchte, aber in einem blutigen Kriege gegen Alexander Farnese und den ihm vom Papste gegebenen Nachfolger, einen bayerischen Prinzen, unterlag? — Seit dem Kampfe um Köln war ein halbes Jahrhundert verflossen, und Karl Emanuel Madruzzo hatte aus dem Laufe der Weltgeschichte seine Lehre gezogen, er hatte trotz seines heissen Blutes gar nicht die Absicht einer so gewaltsamen Operation — er war Wälscher genug, um es — mit Güte zu versuchen. Albrecht von Preussen und Gebhard von Waldburg hatten sich der Reformation angeschlossen, daran konnte Karl Emanuel nicht denken, das wünschte auch seine Egeria nicht, denn diese war fromm trotz der Leichtfertigkeit ihrer Sitten oder vielleicht gerade deshalb, weil sie den Himmel versöhnen zu müssen glaubte.

Karl Emanuel war jung, er war mehr als das, er war von seltener Schönheit und aussergewöhnlicher Kraft; seine dunklen Augen blickten stolz und selbstbewusst, und über dem geistreich lächelnden Munde kräuselte sich ein dunkler Schnurrbart, wie ihn die spanischen Kirchenfürsten in Mode gebracht hatten — kurz, wenn wir Karl Emanuel heut zu Pferde neben *Claudia Porticella* dahinsprengen sähen, würden wir ihn zweifellos für einen schneidigen Cavallerie-Officier halten, der in tollem Uebermuth mit dem Priestergewande einen Mummenschanz treibt.

Claudia Porticella hiess das schöne, stolze Weib, das des Bischofs ehrgeizige Pläne nährte; sie war eine Trientiner Patrizierstochter, doch wissen die Chronisten leider nicht viel über sie; um so freundlicher hat sich ihrer die Legende angenommen und sie sogar mit einem, wenn auch unverdienten Märtyrerkranze ausgestattet. Claudia war es, die den Fürstbischof in seine Abenteuer drängte; sie hatte ein kühnes Heiratsprojekt ausgedacht, denn sie wünschte ihre Beziehungen legitimirt zu sehen. Wäre es doch nicht das erstemal gewesen, dass ein Kirchenfürst ein Weib genommen; jener schon erwähnte Erzbischof von Köln hatte, ohne zu resigniren, die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld geheiratet, und am Hofe der letzten Valois spielte »Madame la Cardinale«, die geistvolle Isabella von Hauteville, eine grosse Rolle; sie war die Gemahlin des Cardinals von Chatillon, der ein jüngerer Bruder des berühmten

Admirals Coligny war. Claudia träumte sich schon als »Frau Fürstbischof«. Es klingt sonderbar genug, aber es ist charakteristisch für die Begriffe jener Zeit, dass Karl Emanuel allen Ernstes daran dachte, Bischof zu bleiben und doch seine geliebte Claudia zu heiraten, und dass er zum Zwecke dieser Ehe den Papst um den Dispens anging. Zu jener Zeit hielt sich in Trient ein Mönch auf, Fra Luigi de Gesù-Maria, der dort ein Kloster seines Ordens gründen wollte. Diesen Fra Luigi sendete Karl Emanuel nach Rom, der Papst aber verweigerte, wie man sich wohl denken kann, den Dispens, und die Heiratspläne des Bischofs erregten in Rom grosses Aergerniss. Man wollte sich jedoch den mächtigen Mann nicht zum Feinde machen, daher brachte Fra Luigi zwar nicht die gekrönte Haube für Claudia, aber den rothen Hut für Karl Emanuel mit heim. Und dabei blieb es auch — Claudia erreichte ihr stolzes Ziel nicht. Der Cardinal starb am 15. Dezember 1658 plötzlich, und mit ihm erlosch das mächtige und üppige Geschlecht der Madruzzi, denn auch sein Bruder Vittorio hatte keinen Sohn, die einzige Tochter Filiberta aber wurde vom Cardinal, der sich ihres grossen Erbes bemächtigte, in ein Kloster gesteckt, wo sie, 23 Jahre alt, starb, wie eine alte Chronik naiv und rührend erzählt, »an gebrochenem Herzen, aus Liebesleid, dass sie nicht heiraten durfte.«

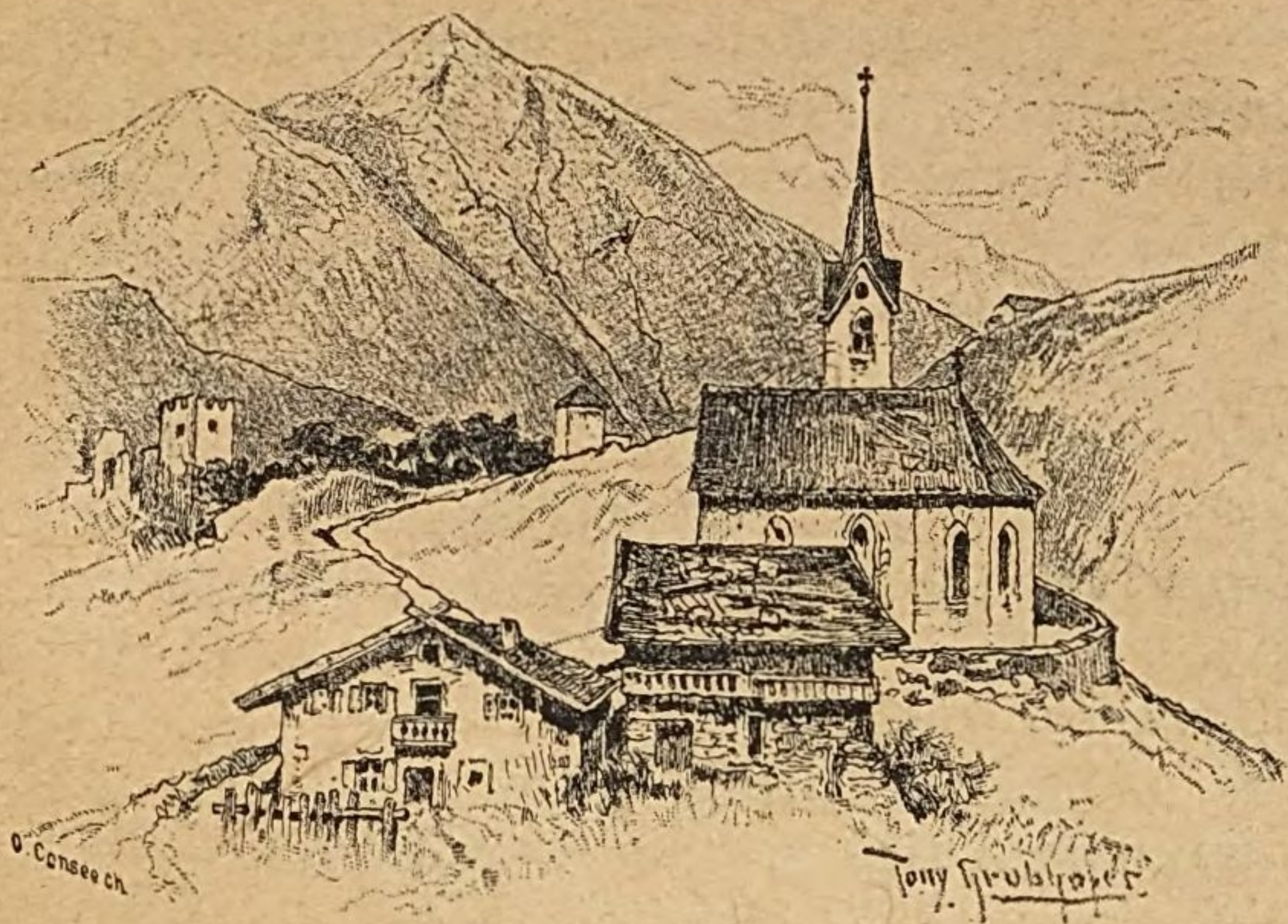
Claudia Porticella endete der Sage nach auf merkwürdige Art. Sie hatte, als sie Karl Ema-

nuel's Geliebte geworden, den Palast der Porticella verlassen und einen noch heute »La Madruzzo« genannten Palast in Trient bezogen; im Sommer bewohnte sie eine prächtige Villa in Cognola, die ihr Karl Emanuel geschenkt hatte, oder sie hielt gemeinsam mit dem Bischof in Toblino Hof, wo dann die grossartigsten und rauschendsten Feste stattfanden, und der grosse Adel des Landes und von Venetien stiess sich durchaus nicht an der keineswegs zweifelhaften Stellung der schönen Hausfrau, der Alles zu Füssen lag. Nur Vincenzo Porticella, ihr Bruder, konnte und mochte ihr die Schmach nicht vergeben, die sie auf den edlen Namen gehäuft. Einmal betrat er aber doch das prächtige Schloss, es war im Mai 1653, und er traf sie als strahlende Königin eines zauberhaften Frühlingsfestes. Vermummt näherte er sich ihr und gab sich zu erkennen; todtenblass und erschreckt folgte sie seinem Befehl, ihn zu begleiten, und er führte sie aus dem Saale, über die mit blühenden Limonen und Granatbüschen bestandene Treppe hinab zum See. Zitternd vor Angst stieg sie mit ihm in eine der bereit liegenden Prachtbarken, und er ruderte sie hinaus auf die vom Monde beglänzte Fläche — bald darauf hörte man im Schlosse verzweifelte Hilferufe, die vom See her tönten, aber bald verstummten — man vermisste die Herrin, der See wurde abgesucht, aber man fand nur die leere Barke — erst am andern Tage trieben die beiden Leichen an's blühende Ufer. Vincenzo hatte den Tod der Schmach vorgezogen.

So erzählt die Sage, an der freilich etwas Wahres ist; Vincenzo fand nämlich am 16. Mai 1653 im See von Toblino seinen Tod, Claudia aber starb nicht auf so romantische Art, sondern erst zehn Jahre nach dem Cardinal in ihrem Palaste in Trient.

Die späteren Bischöfe stellten den weltlichen Lebenswandel ein, und damit verstummte es in den Sälen und Gängen von Castell Toblino, das endlich in den Besitz der Grafen Wolkenstein überging und denselben auch heute noch gehört. Die Dichter besingen Toblino, seinen klaren See und seine schwarzen Cypressen; so mancher Maler hat es gemalt, den grössten Ruhm spenden ihm aber die Weintrinker — Was ist irdische Grösse?!





Maria am Rain.

Und man kommt auf keine Weise weiter? fragte der junge Mann mit den langen blonden Haaren und blickte mich müde an, während er die Telegramme, die ich ihm zu lesen gegeben hatte, auf den Tisch legte. Die Kleider meines Gastes waren verwahrlost und nass; sein geringes Gepäck hing in einer leichten Tasche an der Stuhllehne.

»Die Bahn ist zerstört, lieber Freund; auf kilometerlange Strecken steht kein Damm mehr, und die Brennerstrasse ist an mehreren Stellen

ganz weggeschwemmt — Eisenbahn und Wagen können also nicht verkehren«, lautete meine wenig trostreiche Antwort. »Es ist im Norden noch schlimmer, als im Süden, den Sie durchwandert haben.«

Wir schrieben den 20. September im Jahre des Unheils 1882, und der junge Maler, den ich früher oft in Gesellschaften in Berlin getroffen hatte, war eben aus Rom in *Bozen* angekommen, nachdem er in San Michele von der Sintfluth überrascht worden war.

»Sie sagen, dass das Pusterthal auch überschwemmt ist?« fragte er, während eine leise Röthe in seine Wangen stieg.

»Ich habe in Bruneck telegraphisch angefragt,« erwiderte ich und schänkte die beiden Weingläser wieder voll. Der arme Kerl kam mir so abgemattet vor; hatte er doch den langen Weg durch das vollkommen überschwemmte untere Etschthal in verhältnissmässig kurzer Zeit zu Fuss zurückgelegt. Bald darauf brachte der Diener das Antwort-Telegramm aus Bruneck: »Bruneck zwanzig Häuser zerstört, Niederdorf dreissig, Welsberg dreissig, ganzer Ort durch Rienz gefährdet, Wasser noch steigend.«

Ich las meinem Freunde die Depesche vor. Er liess mich aber nicht zu Ende kommen; gleich bei den ersten Worten sprang er auf und stand todtenbleich neben mir.

»In Welsberg dreissig Häuser zerstört!« schrie er; »in Welsberg, und ich bin nicht dort!«

»Ja, seien Sie froh, dass Sie nicht dort, sondern hier in relativer Sicherheit sind!« meinte ich.

»Ach, was wissen denn Sie!« stöhnte er; sein sonst schon blasses Gesicht war nun ganz farblos geworden, während seine Augen zu glühen begannen. »O, o!« brachte er nur hervor, setzte sich nieder und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. »Ohnmächtig, ohnmächtig!« hörte ich ihn flüstern; dann plötzlich sprang er auf, und seine Züge zeigten feste Entschlossenheit.

»Lieber Freund,« sagte er hastig, »Sie können mir einen grossen Dienst erweisen. Ich muss fort, ich muss nach Welsberg, und Sie werden mir behilflich sein, dorthin zu gelangen.«

Ich sah ihn überrascht an; er war wie umgewandelt; keine Müdigkeit, keine Abspannung mehr. »O, ich bin stark,« sagte er sich aufrichtend; »helfen Sie mir nur, ich muss zu ihr! Gott, wenn es nur nicht schon zu spät ist!«

»Zu ihr,« hatte er gesagt, der Aermste; in Welsberg weilte also sie, die er liebte, derentwegen er, von plötzlicher Sehnsucht ergriffen, Pinsel und Palette in Rom fortgeworfen hatte und hierher geeilt war — sie war in Gefahr, und er war so nahe und konnte doch nicht helfen. Eine grausame Situation; sie war allein mit ihrem Kinde, selbst noch ein Kind — es war qualvoll!

»Sie sollen weiterkommen,« sagte ich ihm endlich, nachdem ich Alles überlegt hatte, »wenigstens bis Brixen will ich Sie bringen; wie

aber die Verbindung von dort nach Mühlbach ist, und ob Sie die Rienz hinauf können, weiss ich nicht. Jetzt aber kommen Sie, armer Freund, ruhen Sie sich aus. Ich verschaffe Ihnen ein Pferd, das Sie über den Ritten und Velthurns aus dieser Mausefalle hinaustragen wird.«

Es war dies der einzige passirbare Weg. Ueber die Berge wurde auch die Briefpost befördert. Mit dieser machte nun mein Freund die nicht gefahrlose Partie und kam glücklich nach Brixen, von wo aus er nach stärkender Rast im »Elephanten« am andern Morgen seine Reise fortsetzte. —

Trotz seiner sonnigen Lage, und obwohl kein Wald in unmittelbarer Nähe ist, gehört *Welsberg* doch zu den beliebtesten Sommerfrischen im Pusterthal; ein kühler Wind weht eben dort oben und erhält die Luft jederzeit frisch; die Wiesen sind nirgends in ganz Tirol so herrlich grün und so blumig, wie dort und bei Toblach; und von allen Seiten rauschen die klaren Forellentälmchen herbei und beleben die Landschaft. Reizend öffnet sich nach Norden das Gsiessthal, dessen Eingang die Burgen Welsberg und Thurn beherrschen, und im Osten ragen die gewaltigen Dolomitgebilde des vielzerklüfteten Neunerkofels über anmuthigen, dicht bewaldeten Vorbergen. Eine ganze Kette seltsam und phantastisch geformter Bergriesen schliesst sich daran; denn hinter dem nahen Pragser Thal, bei Toblach, beginnt das Gebiet der Dolomiten, dessen Wunder all-

jährlich Tausende und aber Tausende nach dem versteckten Sexten und in das weitberühmte, schattenlose Ampezzaner Thal locken.

Diese landschaftlichen Reize müssen auch schon in früheren Jahrhunderten Anerkennung gefunden haben; denn sonst hätten sicherlich nicht die reichen Welsberg, die mächtigen Lichtenstein und eine Anzahl anderer Adelsfamilien, wie die Mäusreiter, Füllein und Gadolt, hier auf den Bergen ihre festen Burgen und in den Dörfern ihre stattlichen Edelsitze hingebaut. Von den letzteren ist namentlich das ehemals Lichtenstein'sche Zellheim zu erwähnen, neben dem einst das berühmte Welsberger Bildstöckel gestanden, mit seinen herrlichen, dem Pacher zugeschriebenen Fresken. Mitten im Dorf, welches da liegt, wo der wilde Gsiesserbach in die Rienz mündet, erhebt sich die Curatiekirche, die von Vielen für eine Schenswürdigkeit gehalten wird — ich ziehe mir aber die alte kleine Wallfahrtskirche »*Maria am Rain*« vor. Es ist das ein merkwürdiger Bau mit einem malerischen, gothischen Thurm, und mir besonders lieb wegen der poetischen Stiftungsgeschichte dieses Gotteshauses. In Rostschen Papieren auf Kahlburg findet sie sich mitgetheilt, und Kirchmayr giebt sie in seiner Welsberger Chronik wieder:

Als Graf *Albert von Görz* 1304 auf der Burg zu Lienz im Pusterthal starb, hinterliess er eine Tochter, *Emerentiana*. Ihre Brüder, welche keine Lust verspürten, das Heiratsgut ihrer Schwester

herauszugeben, beschlossen, sie in ein fernes Kloster in Italien zu senden, und wählten zu ihrem Begleiter Herrn *Balthasar von Welsberg*, einen jungen Ritter, allgemein als fromm und bieder im ganzen Gau gekannt und geachtet. Die Reise ward angetreten, und Emerentiana sah Italiens lachende Gefilde, sah die prachtvollen Städte und die bunten Spiele des italienischen Lebens; doch sie zog theilnahmslos durch all den Glanz und das Glück des Südens; ihre Wangen wurden immer blässer, je näher sie dem traurigen Ziele kam, ihre Augen standen meist voll Thränen, und schwer war ihr ums Herz; denn sie liebte die heitere Lebenslust und die Freiheit. Ritter Balthasar aber, der ihren stillen Gram längst bemerkt hatte, wurde von innigstem Mitleid zu der schönen Gräfin ergriffen. Und wie sie einmal rasteten unter einem schattigen Lorbeerbusch, da gestand sie ihrem Beschützer, mit welchem Schauer sie der Gedanke erfülle, dass ihre blühende Jugend hinter düsteren Klostermauern dahinwelken solle. Dem jungen Ritter drangen diese Worte zu Herzen, und er liess sie nicht unerwidert; bald hatten sie sich verständigt; im nächsten Dorfe segnete der Priester ihren Bund. Dann kehrten sie eiligst in die Heimat zurück, über Ampezzo durch das Höhlenthal, und verbargen ihr Glück einstweilen in dem Dorfe Toblach, wo ein niedriges Bauernhaus, der nachmalige Edelsitz Englös, sie aufnahm. Die Görzer Grafen aber, ergrimmt ob dieses Streichs,

den der Ritter von Welsberg ihnen gespielt, forderten ihre Schwester zurück und rüsteten sich zur furchtbaren Fehde gegen Welsberg. Da trat vermittelnd der Propst von Innichen dazwischen und zeigte ihnen, dass das Geschlecht der Welsberg nicht schlechter sei, als das der Görzischen Grafen; denn es stammte von dem grossen deutschen Welfenhouse ab und hatte früher Welfesberg geheissen. Schliesslich gaben die Grafen, denen freilich an dem Heiratsgut ihrer Schwester mehr als an der edlen Abstammung ihres Schwagers gelegen war, nach; an Stelle der feindlichen Rüstungen trat eine feierliche Hochzeit und ein glänzendes Mahl auf Schloss Welsberg, dem auch Emicho, Bischof von Freising, das doppelte Fest der Liebe und des Friedens verherrlichend, beiwohnte. Damals nun, als die Liebenden im Bauernhause zu Toblach die glückliche Wendung ihres Geschicks vernommen, gelobten sie aus frommer Dankbarkeit der Gottesmutter eine Kirche zu bauen; und so entstand »*Maria am Rain*«. Bis in unser Jahrhundert hinein waren am Schiffgewölbe in Stucco-Arbeit die vereinigten Welsbergischen und Görzischen Wappen zu sehen; doch sind diese Wahrzeichen gelegentlich einer Restaurirung des Gotteshauses 1832 zugrunde gegangen.

Zur heiligen Jungfrau am Rain wenden sich seit den Zeiten Balthasar's und Emerentiana's viele Andächtige voll Vertrauens, besonders in Herzensangelegenheiten. In den furchtbaren Sep-

tembertagen 1882 flüchteten aber die Welsberger zu ihrer wunderthätigen Gottesmutter, um bei ihr Schutz gegen die Wassergefahr zu suchen, nicht nur einen im Gebet erflehten, sondern einen unmittelbaren: denn das kleine gothische Heiligthum lag auf seiner Anhöhe allein unberührt von den Schrecken der Ueberschwemmung. Der Gsiesserbach hatte sein altes Bett verlassen und rann mitten durch die Ortschaft. Nur die beiden Wirthshäuser beim Told und Prünstler, sowie das Gerichtsgebäude hatten dem wüthenden Ansturm der Fluthen, welche ungeheure Mengen Steine und Schotter aus dem Gsiessthal herausbrachten, zu widerstehen vermocht. Die andern Häuser aber ragten theilweise zerstört als jammervolle Ruinen aus den brausenden und gurgelnden gelbbraunen Wassern empor; auch das prächtige alte Bildstöckel, das die Welsberger im Pestjahre 1638 errichtet hatten, und zu dem die Künstler nicht minder andächtig wallfahrteten, als die Liebenden zur Mutter Gottes am Rain, war dem empörten Elemente zum Opfer gefallen.

Endlich dämmerte langsam die Rettung heran. Ein scharfer Wind piff durch das Thal und fegte hie und da die Wolken auseinander, so dass einige schmale Streifen blauen Himmels sichtbar wurden und sogar die lang entbehrte Sonne ihre Strahlen bis auf die Erde gelangen lassen konnte. Und mit dem warmen Licht zog auch die Hoffnung wieder in die Herzen der verzweifelten Menschen ein. Sie hatten stumm und stumpf dem Zer-

störungswerke der Natur zuschauen müssen, da ja doch nichts zu retten war, ehe nicht der entsetzliche warme Regen nachliess, der den Fröh-schnee auf den Bergen schmolz und in Strömen zu Thale stürzte. Nun hörte das eintönige Plät-schern endlich einmal auf, und man vernahm nur noch das Rauschen der Bäche und das dumpfe Donnern der Steine, die sie mit sich führten.

Es war Abend, und ein letzter Sonnenstrahl fiel in die Rainkirche, in der es aussah, wie in einem grossen Auctionssaale. Was lag da nicht Alles wirr durcheinander! Möbelstücke, Betten, Wäsche, Kleider, Geschirr und Hausgeräth aller Art und dort in der Ecke sogar die Acten des Bezirksgerichts Welsberg, welche der Bezirks-richter von Gilm, ein Bruder des tirolischen Dich-ters Hermann von Gilm, hierher gerettet hatte. Der Sonnenstrahl, welcher durch die bunten Glas-fenster hereinfiel, wob leuchtende Farben um eine feine Frauengestalt, welche neben einem auf dem Steinboden gebetteten, schlafenden Kinde kniete und mit gespannter Aufmerksamkeit den Athem-zügen des zarten Wesens lauschte. Krauses, blon-des Haar umgab das blasse, schöne Gesicht und strahlte im Sonnengolde wie ein Heiligenschein. Bei Nacht, als die Gefahr am höchsten war, hatte sie flüchten müssen; und kaum war sie in Sicher-heit gewesen, da hatten die Fundamente des alten Hauses, in welchem sie den ganzen Sommer über gewohnt, nachgegeben, und mit Krachen war eine ganze Ecke in die Fluthen gestürzt. Daran dachte

sie jetzt wohl, denn angstvoll presste sie die Hände auf's Herz, und ein tiefer Seufzer entfloß ihren Lippen.

Was hatte sie überhaupt Alles durchgemacht in den letzten Jahren! Nichts war ihr erspart geblieben, und sie war doch noch so jung! Erst der Kampf mit den Eltern, in dem sie nach langer Gegenwehr unterlag: sie musste einem ungeliebten Gatten das Jawort geben. Dann die traurige Ehe; der Scandal im Hause und schliesslich, als nichts mehr zu retten war, der Scandal in der Oeffentlichkeit, der mit ihrer Scheidung endete. O, wie sie gelitten hatte! Und Niemand hatte ihr geholfen, das Unerhörte zu tragen! Sie war allein gestanden, ganz allein mit ihrem Kinde, dem sie eben das Leben gegeben hatte. Sie erröthete noch heute, nach Jahren, in der Erinnerung an die unverschämt-neugierigen Blicke, mit denen man sie gemustert hatte, wo sie sich auch sehen liess. Die spiessbürgerliche Scheu, mit der sich selbst gute Bekannte von ihr, der geschiedenen Frau, zurückzogen, machte ihr das Leben in der Heimat vollends unerträglich — sie ging nach Rom, wo sie Niemand kannte. Wie erquickend war die Ruhe des ersten Jahres gewesen! Da traf sie *ihn*. Sie sahen sich bald täglich; und sie war so glücklich, hatte sie doch endlich einen Freund gefunden! Aber eines Tages erwachte sie aus diesem Glückstraum; sie waren zusammen in Tivoli gewesen; und als sie daheim an dem Bettchen ihres Kindes über seine Blicke und seine

Worte nachdachte, und als sie erschreckt in ihrem eigenen Herzen Nachschau hielt, da wusste sie, dass bei ihnen Beiden wieder einmal die alte Wahrheit von der Unmöglichkeit einer Freundschaft zwischen Mann und Frau Recht behalten habe. Ja, sie liebte den blonden Maler, und sie wusste, dass auch er sie liebte; ihr war bei dieser Entdeckung zu Muthe, wie den ersten Menschen, als sie erkannten, was gut und böse sei. Aber es war unmöglich, ihr Unglück warf seinen Schatten zwischen sie und ihn; sie durfte seinen sonnigen Lebenspfad in dieser Weise nicht kreuzen, sie durfte ihn nicht an ihr verfehltes Leben fesseln — und sie verbannte sich selbst aus dem Paradiese; sie floh vor ihm, vor sich selbst, vor dem Glück, das ihr winkte. Und so war sie nach dem entlegenen Welsberg gekommen, so war sie hier geblieben als alle anderen Sommergäste von dannen zogen, so war sie hier in die Ueberschwemmung hineingerathen.

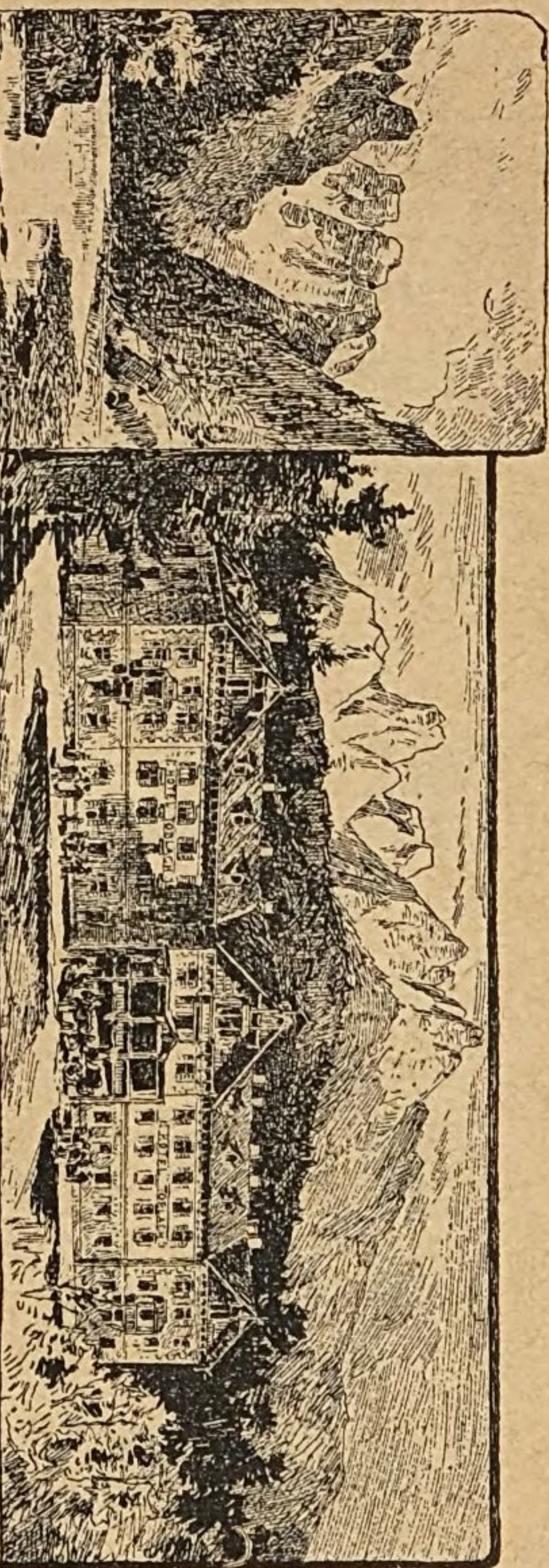
Der Sonnenstrahl war längst erloschen, und kalte Dämmerung erfüllte die Kirche. Die junge Frau fuhr aus ihren trüben Gedanken auf und wandte sich um, ihr Blick blieb an der ewigen Lampe hängen, die, ein rothglühender Punkt, vor dem Hochaltar brannte; und ihr fiel ein, dass Maria am Rain eine Zufluchtstätte der Liebenden sei. Da lag sie auf den Knien vor der Gottesmutter, aber sie konnte nicht beten. Durfte sie denn von dem Leben, das ihr bisher nur Bitterniss geboten, auch noch einmal Glück erhoffen? Ihr

thränenfeuchter Blick wandte sich empor und traf das Bild der heiligen Jungfrau, welche auf ihren Schmerz herniederzulächeln schien, in unendlicher Milde und Güte. »O Gnade! Erbarmen!«

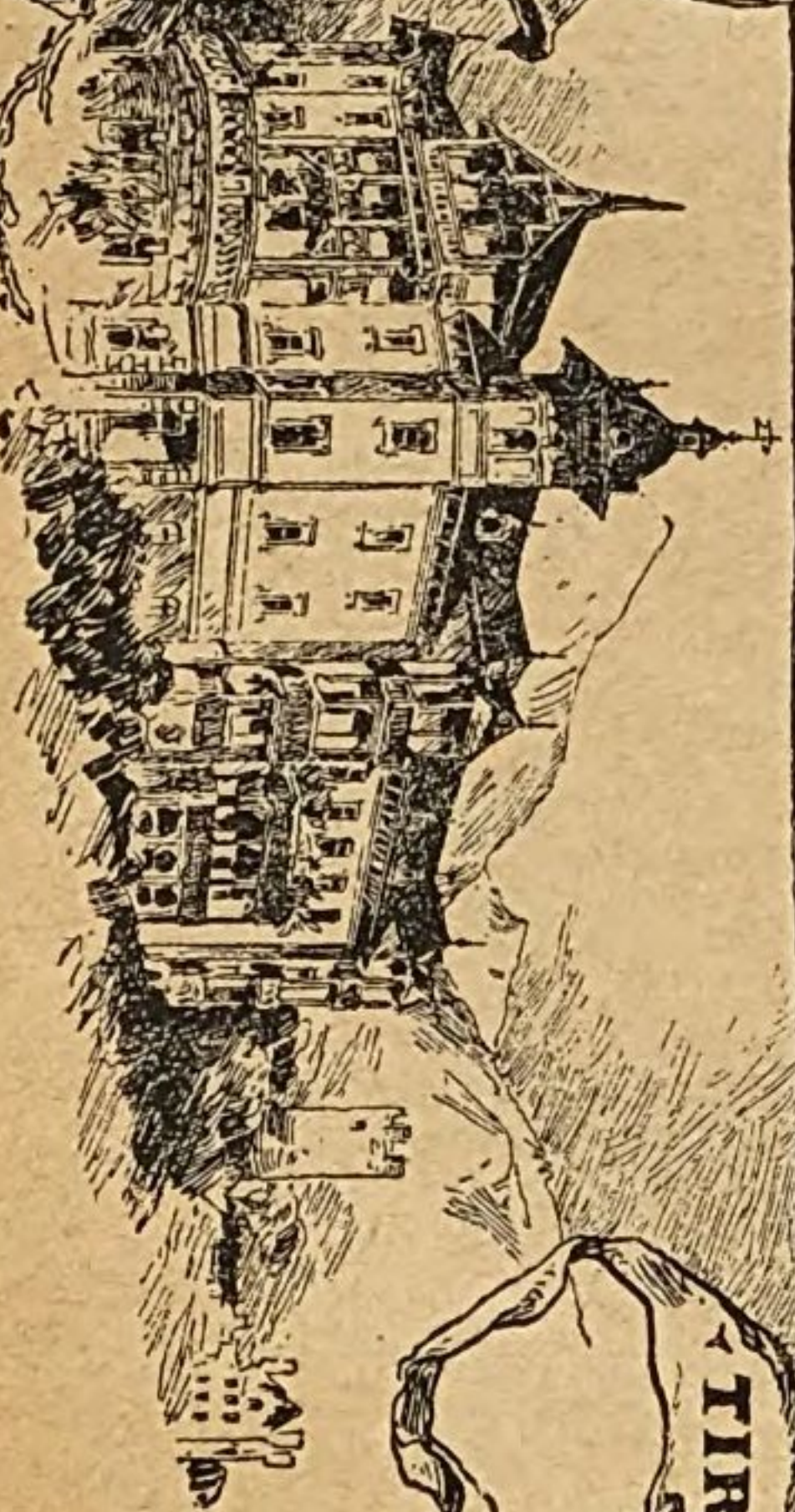
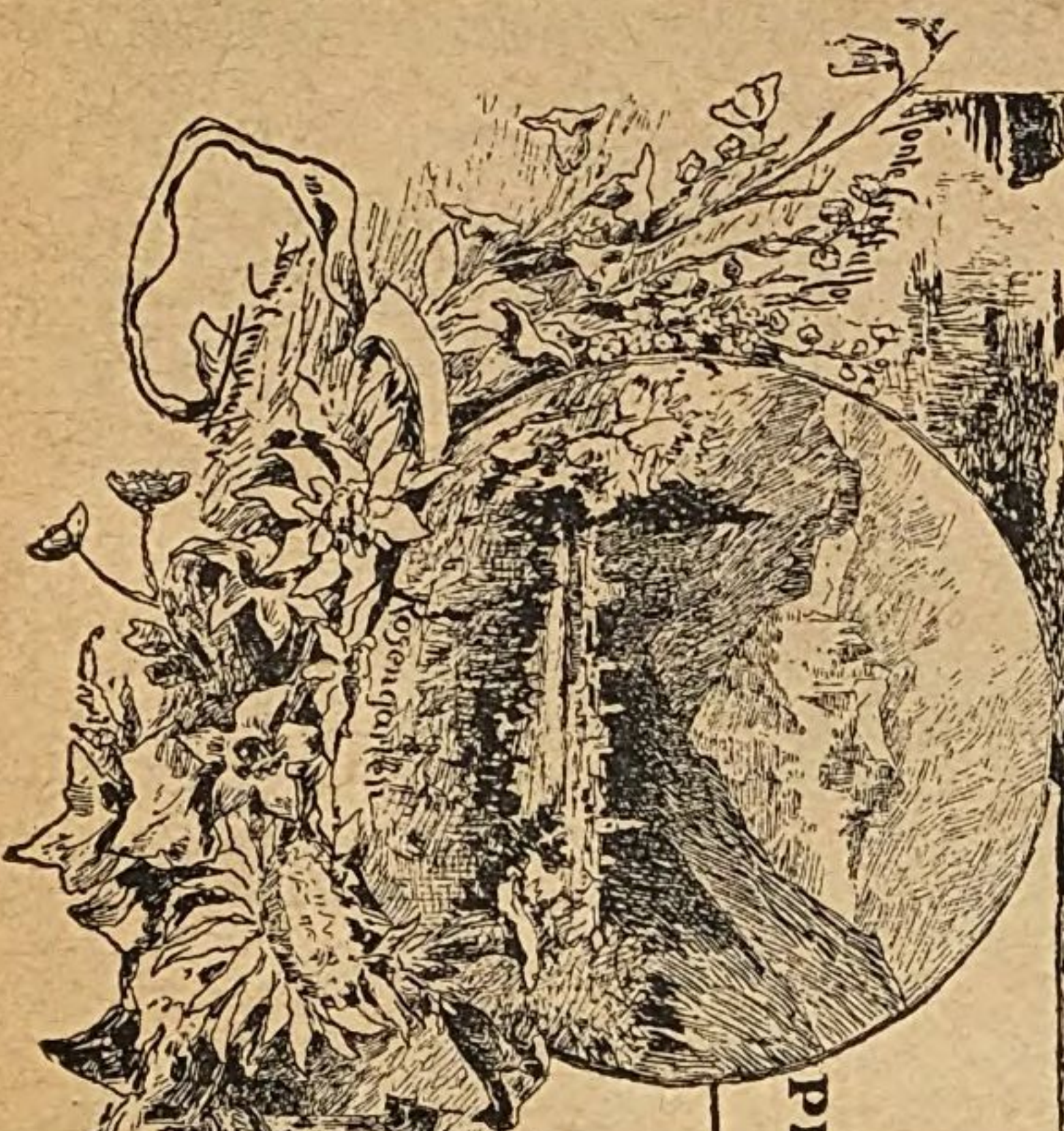
Da ertönten hinter ihr Schritte; sie fuhr auf und erhob sich; wie sie aber gehen wollte, versagten ihr die Füße den Dienst, und sie blieb wie festgebannt stehen. Da stand er, vor dem sie geflohen war; und nun kam er auf sie zu und breitete die Arme aus — sie sank an seine Brust, ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, und sie weinte lange, lange. Sie sprachen kein Wort von Liebe; ihre Herzen schlugen aneinander; und endlich fanden sich auch ihre Lippen.

Ueber ihnen schlug eben die Glocke an, die Vesperstunde verkündend; sie mahnte daran, den Englischen Gruss zu beten; aber die glücklichen Menschen hörten es nicht; und doch lächelte die Gottesmutter auf sie hernieder in unendlicher Milde und Güte.





HÔTEL TOBLACH IN TOBLACH
I. VBERBACHER
PENSIONS-HÔTEL BELLEVUE & GRIES



Früchte-, Gemüse-, Fleisch-
Conserven

empfiehlt in bester Qualität die

Conserven-Actien-Gesellschaft,

vormals

Jos. Ringler's Söhne,

k. k. Hoflieferanten,

Bozen (Süd-Tirol).

Preis-Courante gratis und franco.

Obige Fabrikate sind in den meisten grösseren Delicatessen-
Handlungen vorräthig.



Kurort Gries.

Kurort Gries.

Pension Hôtel „Bellevue“.

In einem schönen Garten im Mittelpunkt des Kurortes gelegen mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet. Altrenommirte Küche, feine in- und ausländische Weine. Volle Pension mit schönem Zimmer, zu mässigen Preisen. Den geehrten Kurgästen stehen zu jeder Zeit Equipagen zu näheren und weiteren Ausflügen zur Verfügung. Bäder im Hause.

Vortrefflich geeignet für

Trauben-, Winter- und Molkenkur.

Saison vom 15. September bis 1. Juni.

Südbahn-Hôtel Toblach,

herrlich gelegener Sommer-Luft-Kurort am Eingange des Ampezzothal's. Hotel I. Ranges, moderner Comfort. Ausgangspunkt für die lohnendsten und grossartigsten Gebirgs-Ausflüge. (Cortina, Misurina, Sextenthal, Taufererthal, Prags etc. etc.)

Saison 1. Juni bis 1. Oktober.

Ignaz Ueberbacher.

Gries bei Bozen. (Südtirol).
Klimatischer Curort, schönster Herbst-,
Winter- und Frühjahrs-Aufenthalt.

HÔTEL UND PENSION „AUSTRIA“.

Vorzügliches Etablissement ersten Ranges in prächtigster Lage, mit Fernsicht über das herrliche Etschthal und die Dolomiten, vollkommen vor Wind geschützt und von seinem Erbauer mit allem, den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Comfort ausgestattet. (Rauch-, Spiel-, Musik-, Lese-Salons, Bäder, **Personenaufzug**, im Winter geheizte Corridors etc.) **Saisondauer vom 1. September bis Ende Mai.** Trauben-, Milch-, Molken-, Kumis-, Mineralwasserkur, Pneumatische und elektrische Apparate, Hydrotherapie. **Arzt im Hause.** — Im Winter gleichmässig mildes Klima, meist heitere Tage mit intensivem Sonnenschein, so dass selbst Kranke mit Modalitätsstörungen 3—4 Stunden täglich im Freien zubringen können. — **Pensionspreis** bei anerkannt reicher und ausgezeichnete Verpflegung je nach Lage und Grösse des Zimmers von **fl. 3.50 an** aufwärts. — In der **Dependance** (nur durch den Garten vom Haupthause getrennt) sind für Familien, die selbst Menage führen wollen, grössere Wohnungen mit vollständig eingerichteten Küchen und Tafelservicen zu vermieten. — Entfernung vom Bahnhof Bozen 15 Minuten. — Omnibus, Equipagen. — Telegramm-Adresse: „Austria“ Bozen.

Weitere Auskunft ertheilt bereitwilligst der Besitzer

J. T. Obermüller.

Sommerfrische und Kurort MITTERBAD

—❧ im Ultenthale bei Meran. ❧—

Vitriolisches Eisenwasser.

946 Meter über dem Meere.

Eröffnet am 15. Mai. 3 Stunden von *Lana*, 4 Stunden von *Meran*. Eine wildromantische, sehr geschützte milde Lage; mitten im Fichtenwalde mit angenehmen Spaziergängen im Schatten und in der Sonne und mit vielen Ruhebänken versehen.

Ausser den 93 anständig möblirten Zimmern sind 2 Speisesäle, 1 Café mit Billard und 1 Conversationszimmer mit Clavier und mehreren Zeitungen vorhanden. Vorzügliche Verpflegung mit oder ohne Pension; letztere von ö. W. fl. 2.50 aufwärts per Person und per Tag. Kuh- und Ziegenmilch in der Meierei unmittelbar beim Hause.

Vom 1. Juni bis 1. September ist der Badearzt und Badekaplan stabil. Bahnstation *Lana*; beim *Teiswirth* in *Lana* sind stets Reit- und Wagenpferde zu haben.

Tägliche Postverbindung.

Prospekte und Analyse gratis und franco.

J. Kirchlechner,

auch Besitzer des **Hôtel „Arco“** im Winterkurort *Arco*; schönste, windstillste Lage; mitten im Olivenhain; prachtvolle Aussicht auf den Gardasee.

Das vitriolische Eisenwasser von Mitterbad ist sehr heilsam bei allen Krankheiten, welche auf Anämie beruhen, namentlich Bleichsucht, nach Blutverlusten, bei Erschöpfung nach schweren Krankheiten, Hämorrhoidalblutungen, besonders gegen Schwächestände der weiblichen Genitalien, Sterilität, Impotenz und allgemeine Schwäche. Zum innerlichen Gebrauche wird das Wasser täglich in der Gabe von 1 bis 2 Trinkgläsern verwendet.

Bozen, 16. August 1874.

Dr. Offer.

Wittstein,

Professor der k. Universität in München.

Trient Süd-Tirol Trient

Grand Hotel Trento

Hotel I. Ranges, moderner Comfort, stets geheizte Zimmer durch Centralheizung, von und nach Italien als Nachtquartier bestens zu empfehlen, auch als Uebergangsstation; sehr windgeschützte Lage, grosser Park und Garten, electrische Beleuchtung, Centrum grossartiger Gebirgs-Ausflüge. Seen, Dolomiten, Wasserfälle, Trienter Schluchten etc.

Mässige Preise, bei längerem Aufenthalte Pension.

Gleichzeitiger Besitzer des

Luft-Curort Madonna di Campiglio 1553 Meter.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Prospecte zur Disposition.

F. J. Oesterreicher.

Mendelhof

auf der Höhe der neuen aussichtsreichen Kunststrasse über den Mendelpass inmitten ausgedehnter Nadelwaldungen gelegen, bietet Gelegenheit zu einem angenehmen Sommeraufenthalt. Das Hotel ist mit allem Komfort ganz neu eingerichtet.

Badezimmer, Equipagen etc. etc. — Post- und Telegrafestation im Hause.

Täglicher Post- und Stellwagenverkehr

vom Hotel zum schwarzen Greifen in Bozen bis zum Mendelhof zurück.

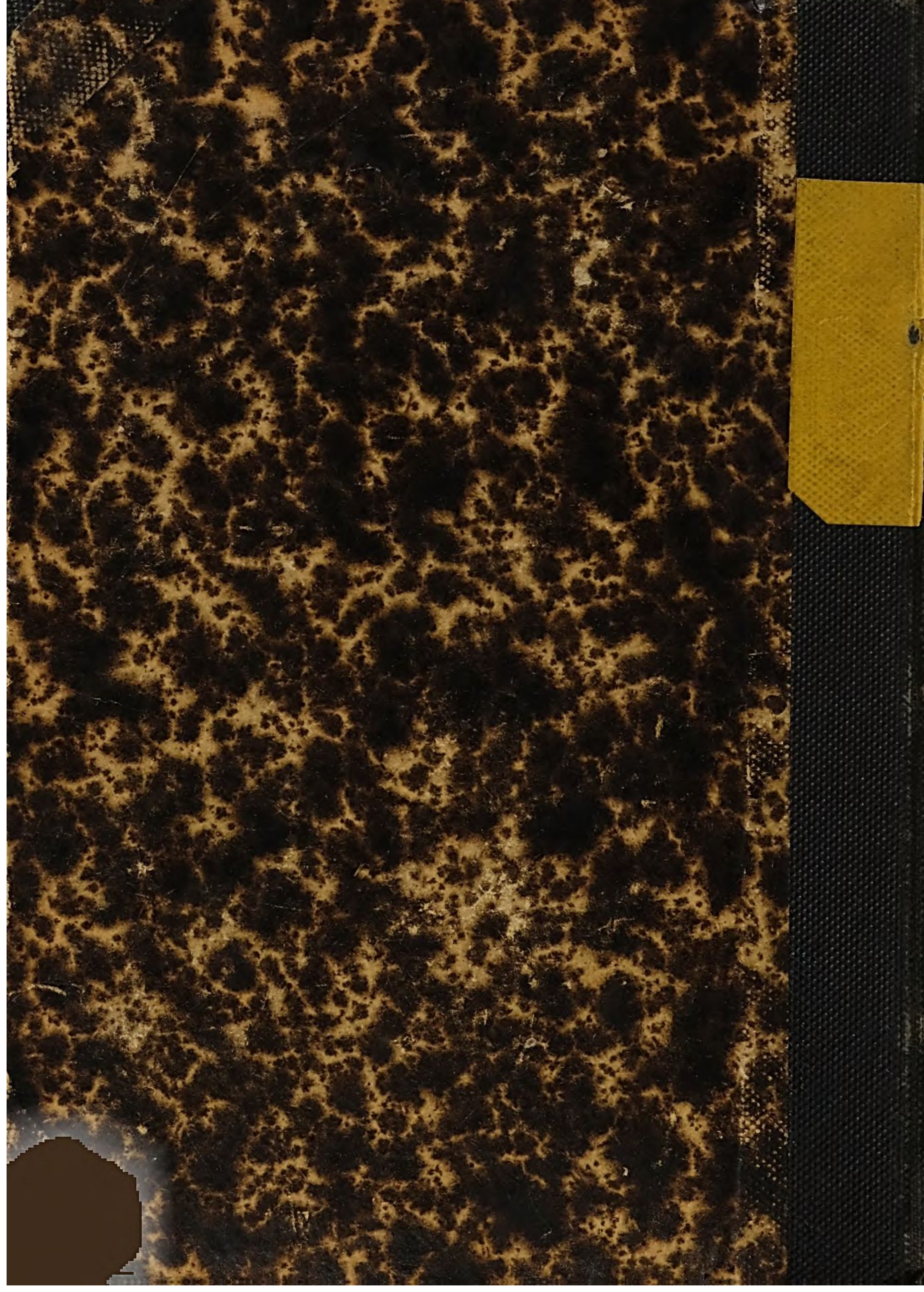
Bei längerem Aufenthalte Pension.

Das Hotel bleibt geöffnet vom 1. April bis 1. November.

Es empfiehlt sich bestens der Besitzer

Spreter.

Werz.



Brachvogel, Wolfgang

An Etsch und Eisack Bilder aus Südtirol

München 1888

Austr. 722

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11555264-0